

5. Rekonfigurationen von Reproduktion und Verwandtschaft

In der sozialwissenschaftlichen Literatur werden Familienkonstellationen, in denen soziale, rechtliche und biologische Verwandtschaft nur teilweise zusammenfallen, oft als »fragmentiert« beschrieben und diskutiert (vgl. u.a. Hoffmann-Riem 1988; Mense 2004; Knecht 2007). Ein »Fragment« bezeichnet dabei ein »Bruchstück« oder einen »Überrest«, denn beim Fragmentieren wird etwas in Einzelteile zerlegt (vgl. Wermke/Kunkel-Razum/Scholze-Stubenrecht 2001: 327f.). Von fragmentierter Verwandtschaft im Kontext des Elternwerdens lesbischer und queerer Paare zu sprechen, ist meines Erachtens in zweierlei Hinsicht problematisch: Zum einen suggeriert die Begrifflichkeit eine Unvollständigkeit der verwandtschaftlichen Bezüge der beteiligten Akteur*innen. Zum anderen impliziert sie klare Trennlinien von biologischer und sozialer Verwandtschaft, die das von mir betrachtete Material jedoch verkompliziert.

Auf diese Problematiken wies mich auch eine der Interviewten, Mathilda Fischer, hin: Sie präferiere hingegen den Begriff des »Mosaiks«, wie sie im Nachgespräch des Interviews erzählte, also eine aus vielen kleinen Teilen zusammengesetzte Einheit. Dieses Mosaik könne für sie jederzeit durch neue Teile ergänzt werden. Es ist somit unabgeschlossen und »ganz« zugleich und geht im Zuge von Re-Arrangements Verbindungen ein, die ein neuartiges Gesamtbild entstehen lassen.

Das Bild des Mosaiks schließt auch an eine Vorstellung von Verwandtschaft an, die Judith Butler, auf Sarah Franklin und Susan McKinnon rekurrierend, formuliert: dass Verwandtschaft »nicht länger so konzeptualisiert wird, als ob sie in einer einzigen unumstößlichen Idee von »natürlicher Beziehung« begründet wäre, sondern man sieht [Verwandtschaft] als aus einer Vielzahl möglicher Stücke und Teile bewusst zusammengesetzt an« (Butler 2009: 206).¹ Zudem ist Marilyn Strathern in Erinnerung zu rufen, die mit den Begriffen der »genetic families« und der

1 Im Text Butlers ist der hier zitierte Abschnitt nicht nur als Rekurs, sondern als wörtliche Zitation Sarah Franklins und Susan McKinnons angegeben. Recherchen ergaben jedoch, dass das Zitat in diesem oder in einem ähnlichen Wortlaut nicht veröffentlicht worden ist. Sinn-

»recombinant families« (Strathern 2005) Konzepte liefert, um die überraschenden Zusammensetzungen zu beschreiben und sowohl Artikulationen als auch Disartikulationen sozialer und biologischer Verwandtschaft nachzugehen. Strathern dekonstruiert darüber hinaus die Idee einer Differenz oder Andersartigkeit von *recombinant families*. Sie betont, dass alle Familien rekombinant sind. Bei Patchworkfamilien oder mittels Reproduktionstechnologien entstandenen Familien sei dies nur offenkundiger (vgl. 2.3.2).

Im Folgenden werde ich mein Interviewmaterial im Hinblick auf Verhältnisse von Natur, Kultur und Technik, die sich im *doing reproduction* und *doing kinship* der lesbischen und queeren Paare herausbilden, analysieren. Ich frage danach, wie Verhältnisse des Biologischen und Sozialen sowohl imaginiert als auch praktisch arrangiert werden und wie sich das Zusammenspiel von Materialitäten und Akteur*innen gestaltet.

Um möglichen Rekonfigurationen von Verwandtschaft und Reproduktion durch die lesbischen und queeren Paare nachgehen zu können, ist es unabdingbar, einen kurzen Exkurs zu unternehmen: Unter Rückgriff auf den Kulturwissenschaftler Andreas Bernard und die Historikerin Caroline Arni skizziere ich den historischen Wandel von Konzepten der *Reproduktion* und des *Zeugungswissens*. Konzepte, die deshalb bedeutsam sind, weil die Interviewten ihr eigenes reproduktives Tun und Sich-verwandt-Machen in Relation dazu fassen und affirmierend bis kritisch auf sie Bezug nehmen, sie umarbeiten oder veruneindeutigen.

Vom vorgeformten Miniaturmenschen bis zur Zelltheorie

Die Verknüpfung von Biologie, Genealogie und Verwandtschaft ist eine historisch gewachsene: Die Idee von Verwandtschaft als auf Biologie und genetischer Abstammung gründend, hat sich erst im 19. Jahrhundert herausgebildet, als das moderne, westliche Wissen über die Empfängnis als biologischem Vorgang produziert wurde.

200 Jahre zuvor dominierte die Vorstellung, dass Empfängnis eine Imagination oder Idee sei. Ausschlaggebend hierfür war unter anderem, dass Stoffe, Essenzen oder Gewebe, die an der Zeugung beteiligt sind, noch nicht sichtbar gemacht werden konnten – das bereits erfundene Mikroskop wurde noch als Unterhaltungsgegenstand betrachtet und nicht in der Wissenschaft eingesetzt (vgl. Bernard 2014: 31f.). William Harvey, Arzt und Anatom, bezeichnete den Befruchtungsprozess im 17. Jahrhundert deshalb auch als »immaterielle Zeugung« (ebd.: 30).

Regnier de Graaf, ebenfalls als Arzt und Anatom tätig, war der Erste, der 1672 die Eierstöcke dokumentierte und bei den Zeugungsvorgängen zwischen »weiblichen« und »männlichen« Organen und Substanzen, die für eine Empfängnis rele-

gemäße Passagen der beiden Autorinnen finden sich in *Relative Values* (Franklin/McKinnon 2001: 9, 12).

vant sind, unterschied. Damit schrieb er eine zweigeschlechtliche Ordnung fest – eine Entwicklung, die die Medizin und auch die Empfängnislehre fortan prägen sollte (vgl. ebd.: 31). Auch wenn es immer wieder Kontroversen darüber gab, welches der dualistisch konzipierten Geschlechter den entscheidenden Anteil an der Befruchtung hat – eine Gleichberechtigung von Mann und Frau war mit den zeitgenössischen Theorien der Präformations- und Einschachtelungslehre unvereinbar (vgl. ebd.: 44). Die Präformations- bzw. Einschachtelungslehre ging davon aus, dass entweder die »weiblichen« oder die »männlichen« Fortpflanzungsorgane und reproduktiven Substanzen (Eierstock, Spermatozoen) den Embryo bereits als vollständige Gestalt enthalten. Diese Miniaturmenschen seien schon mit dem Ursprung des Universums entstanden und würden sich im Anschluss an die Zeugung lediglich »auswickeln« (vgl. ebd.: 36f., 57).²

Der Begriff »Reproduktion« wurde bereits Anfang des 18. Jahrhunderts in der Naturforschung verwendet, bezeichnete zu diesem Zeitpunkt aber keine Fortpflanzungsvorgänge, sondern die Regeneration von verstümmelten Körperteilen, wie es etwa bei Krebsen der Fall ist. In der Bedeutung von Reproduktion als Fortpflanzung wurde er Mitte des 18. Jahrhunderts erstmals durch den Naturforscher Georges-Louis Leclerc de Buffon angewendet (vgl. ebd.: 37f.).

Ab Ende des 18. Jahrhunderts fand schließlich das Konzept der Epigenese, also die Entwicklung eines Organismus durch aufeinander aufbauende Neubildungen, Eingang in den Diskurs über die Fortpflanzung und verdrängte zunehmend die Präformationslehre. Die Biologie als Disziplin begann sich herauszubilden und der Koitus wurde als Akt der genuinen Erzeugung von Lebewesen rekonzeptualisiert, nachdem Karl Ernst von Baer sowohl das Ei als auch die Samenflüssigkeit als Zeugungsstoffe identifiziert hatte. Zum einen war die Verschiebung des reproduktiven Erklärungsmodells hin zu einer Aufwertung der beiden biologischen Substanzen und des Elternpaares eng verknüpft mit der Entstehung des romantischen Liebesideals (vgl. ebd.: 50f., 60). Es war für die Fortpflanzung fortan nicht mehr egal, mit wem eine Beziehung eingegangen wurde – erst die Verbindung beider Substanzen erzeugte schließlich das neue Lebewesen. Zum anderen bereitete die neue Erkenntnis über die Zeugungsstoffe den Weg für die Entwicklung reproduktionsmedizinischer Verfahren: Für eine Zeugung war den biologischen Theorien zufolge kein ganzer Mensch mehr nötig, lediglich das Aufeinandertreffen zweier Substanzen – ob im Rahmen des sexuellen Akts oder in einer Petrischale. Mit dem Aufkommen der Zelltheorie im 19. Jahrhundert wurden die Grundlagen der Zeugung noch weiter minimiert: Nötig waren nun nicht mehr die gesamte Samenflüssigkeit und das Ei, sondern nur noch zwei mikroskopische Gebilde, eine Samenzelle und eine Eizelle. Dies bedeutete den endgültigen Abschied von der Präformationslehre

2 Zur Präformationslehre und zur Historie der Zeugungstheorien siehe auch Farley 1982, Jacob 2002 [1970] und Cobb 2006.

und einer Art göttlichen Ursprungsmaterie: Zellen gehen aus Zellen hervor, so die Ansicht der Embryologen (vgl. ebd.: 67f.). Im Jahr 1876 wurde über Experimente mit Seeigeln der Moment der Befruchtung zum ersten Mal als »Verschmelzung« zweier Zellkerne bestimmt (vgl. ebd.: 25, 71). Diese Erkenntnis gab auch der Vererbungslehre Aufwind.

(Ent-)Kopplungen von Reproduktion, biologischer Substanz und Genealogie

Auch die Historikerin Caroline Arni hat sich mit dem Wandel des Reproduktionsbegriffs und der Idee von biologischer Substanz als genealogischer Substanz auseinandergesetzt. Arni beschreibt wie Bernard die Verschiebung des Modells der reproduktiven Vorgänge, die sie mit dem Begriff der Prokreation fasst. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts habe sich das Zeugungswissen »vom sexuellen Akt auf einen biologischen Mechanismus, in dem Substanzen die Stelle menschlicher Akteure einnehmen und der prokreative Akt zu einem biologischen Ereignis wird« (Arni 2008: 298) verschoben. Arni hebt hier die Entkopplung von Reproduktion und Sexualität hervor. Erst über diese Differenzierung zwischen dem Geschlechtsakt und der Vereinigung biologischer Substanzen ist sowohl die Aufwertung biologischer Substanz als verwandtschaftsstiftend als auch ihre Neutralisierung, Entkopplung und genealogische Neubesetzung möglich geworden – ein Umstand, der für die von mir interviewten Paare von Bedeutung war, wie im Folgenden ausgeführt werden wird.

Die Abkehr vom zeugend-empfangenden Paar hin zu medizinisch-biologischen Abstraktionen des Zeugungsvorgangs spiegelt sich auch in der Begriffsgeschichte wider, wie Caroline Arni herausarbeitet:

»Brachte der Begriff ›generatio³ bis weit ins 19. Jahrhundert hinein eine Vorstellung von Prokreation als Schaffung eines neuen Menschen durch ein Elternpaar zum Ausdruck, so stellt der im 18. Jahrhundert aufkommende rivalisierende Begriff der ›Reproduktion‹ den von den beteiligten Personen abstrahierten Erhalt der Spezies, das ›Wieder-Machen‹ einer bereits existenten Entität (der Art), in den Vordergrund.« (Ebd.: 304)

Der so kreative wie intime Aspekt des »Machens« tritt also zugunsten eines abstrakteren, auf Arterhaltung zielenden biologischen Mechanismus in den Hintergrund (vgl. Arni/Saurer 2010: 7). Caroline Arni bezieht sich darüber hinaus auf Ludmilla Jordanova (1995), die den Begriff der Reproduktion auch als eine Abkehr von der Idee menschlicher Handlungsmacht im Fortpflanzungsprozess fasst. Die

3 »Generatio« ist ein spät-/mittellateinischer Begriff, der übersetzt »Erzeugung«, »Zeugung«, »Abstammung« »Sippe« oder »Menschenalter« bedeutet. »Generatio« selbst leitet sich von »genus« ab, lateinisch für »Geschlecht«, »Art«, »Gattung« oder »Gesamtheit der Nachkommenschaft« (vgl. Veith 2006: 24).

involvierten Personen und ihre Körper – die immer als Paar gedacht werden – treten im Konzept der Reproduktion in den Hintergrund zugunsten zweier biologischer Substanzen. Letztere werden gar von den Subjekten entkoppelt (vgl. Arni 2008: 304).

Die begriffsgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Wandlungsprozesse in europäischen Gesellschaften der Moderne führten, obwohl sie das Potential hatten, die Norm der heterosexuellen Reproduktion infrage zu stellen, nicht zu einer Ab-, sondern zu einer Aufwertung des heterosexuellen Paares als reproduktives Paar. Arni bietet als mögliche Erklärung für diesen Umstand die These der biologisch-prokreativen Substanzen als »dinghafte Repräsentation des Paares« (Arni 2008: 305). Auch ordnungspolitische, kapitalistisch-nationalstaatliche Interessen spielten eine wesentliche Rolle dafür, dass »das aus dem biologischen und medizinischen Experiment gewonnene Wissen« nicht in ein »soziales Experiment« (ebd.: 306) mündete, so Arni. So wurde gleichzeitig zu den Entkopplungen und Fragmentierungen von Sexualität, Reproduktion und Genealogie die »Kernfamilienform« mit ihrem heterosexuellen und cisgeschlechtlichen Elternpaar zum Fundament des modernen bürgerlichen Nationalstaats erklärt sowie zum (einzig) legitimen Ort der Erzeugung von Nachkommen. Ihre Wirkmächtigkeit als normatives Ideal hat die »Kernfamilie« bis heute nicht verloren (vgl. Kap. 6).

Arnis Ausführungen verdeutlichen, dass im Zuge der Nutzung reproduktionstechnologischer Verfahren im 20. und 21. Jahrhundert tradierte Konzepte von Reproduktionsvorgängen und Genealogie infrage gestellt und Reinterpretationen sowie neue Deutungen notwendig werden. Arni macht zu Beginn des 21. Jahrhunderts Paradoxien und Widersprüche aus »zwischen einer vom generativen Paar losgelösten Konzeption von Prokreation und der auf das generative Paar gestützten Ordnung der Filiation« (Arni 2008: 306). Im Zuge einer allgemeinen *Genetisierung*⁴ vollziehe sich in westlichen Gesellschaften einerseits eine Aufladung von biologischer Substanz, bzw. im engeren Sinne: genetischem Material, als genealogische Relationalitäten und Zugehörigkeiten begründend. Andererseits zeichneten sich die aktuellen Nutzungsweisen von Reproduktionstechnologien auch durch eine Abwertung oder Neutralisierung biologischen Materials aus, etwa im Falle einer Eizell- oder Samenspende, bei der das Rechtsverhältnis, aber auch potentielle soziale Verwandtschaftsverhältnisse gekappt werden (vgl. ebd.: 293f.). Arni macht zugleich Ambivalenzen innerhalb einzelner Praktiken aus. So scheinen Praktiken

4 Der Begriff der »Genetisierung« geht auf Abby Lippman (1991) zurück und bezeichnet »an ongoing process by which differences between individuals are reduced to their DNA codes, with most disorders, behaviors and physiological variations defined, at least in part, as genetic in origin« (ebd.: 19). Der Begriff wird zunehmend auch dann verwendet, wenn soziale Beziehungen und kulturelle Identitäten auf Genetik zurückgeführt werden.

wie die Durchführung von Vaterschaftstests das Primat biologischer Verwandtschaft zunächst zu reifizieren. Zugleich werde genau in diesem Moment oftmals die Offenheit, Gestaltbarkeit und Gestaltungsnotwendigkeit von Verwandtschaft offenkundig, da nicht zwingend eine soziale Beziehung aus einem Testergebnis folge und die Bedeutung genetischer Abstammung somit auch relativiert werde (vgl. ebd.: 295).

Neben diesen Relativierungen vollziehen sich aktuell insbesondere Aufwertungen, wie Arni betont: Am Beispiel der Verhandlung der Samenspende zeigt sich für sie, dass die Entkopplungen und Neutralisierungen der Bedeutung genetischer Abstammung zunehmend infrage gestellt und (rechtlich) reguliert werden. Die gänzlich anonymisierte Nutzung von Samenspenden steht seit Ende des 20. Jahrhunderts vermehrt in der Kritik⁵ und rechtliche Veränderungen, die die Kenntnis von per heterologer Samenspende gezeugten Kindern über ihre genetische Abstammung sichern, treten in Kraft oder existieren bereits (vgl. Arni 2008: 295; Arni/Sauer 2010: 5f.; Wehling 2015: 98ff.).⁶

Caroline Arni geht insgesamt von einer »Vervielfältigung der Bezüge« bzw. von einer »Kontinuität vervielfältigter Bezüge« (Arni 2008: 295) aus, die auch künftig herangezogen werden: »Für die Bestimmung von Zugehörigkeiten und Abkunft der Person würden dann Soziales, Kulturelles und Biologisches weiterhin gleichermaßen in Anspruch gebracht werden und je nach Kontext unterschiedlich gewichtet« (ebd.: 295).⁷

Die Zusammenschau des empirischen Materials zeigt, dass auch für die lesbischen und queeren Paare die Unterscheidung von Akt und Substanz von Bedeutung ist. Wie Biologie, Soziales und Materialitäten von ihnen bedeutsam gemacht, enacted und arrangiert werden im Zuge des Sich-verwandt-Machens, das betrachte ich

5 Für einen Überblick über die Debatten zur anonymen Samenspende im deutschen Kontext sowie eine kritische sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Kontroversen rund um die Bedeutung des Wissens um die genetische Abstammung siehe Wehling 2015.

6 So zeigt etwa das 2018 in Kraft getretene deutsche Samenspenderegistrierungsgesetz, dass sich Verschiebungen vollziehen und die Neutralisierung der Bedeutung genetischer Abstammung begrenzt wird über ein zunehmend durchgesetztes Recht auf Kenntnis über die genetische Abstammung. Das Samenspenderegistrierungsgesetz regelt das Recht von Spenderkindern auf Kenntnis der Abstammung bei heterologer Verwendung von Samen im Rahmen einer reproduktionsmedizinischen Behandlung. Ziel des Gesetzes ist es, Personen, die durch eine heterologe Samenspende gezeugt worden sind, die Möglichkeit zu geben, bei einer zentralen Stelle die Daten des Samenspenders zu erfahren. Die Daten wurden ab dem 01.07.2018 beim *Deutschen Institut für medizinische Dokumentation und Information (DIMDI)* registriert und werden 110 Jahre lang aufbewahrt (vgl. Bundesgesetzblatt 2017a). Seit dem 26. Mai 2020 ist das DIMDI Teil des *Bundesinstituts für Arzneimittel und Medizinprodukte*.

7 Diese Deutung korrespondiert mit Stratherns Konzept der Artikulation und Disartikulation sozialer bzw. biologischer Bezüge sowie Charis Thompsons Beschreibung strategischer Naturalisierungen bzw. Sozialisierungen von Relationalität (vgl. 2.3.2).

im Folgenden in den Unterkapiteln *Kinder machen* (5.2) und *Verwandtschaft tun* (5.3). Vorangestellt ist diesen ein Teilkapitel, das die Wirkmächtigkeit von tradierten Diskursen um Reproduktion und Verwandtschaft und den mit ihnen verbundenen Normen der ›natürlichen Elternschaft‹, des ›heterosexuellen Paares‹ und der ›heterosexuellen Zeugung‹ illustriert. Nicht-heterosexuell zu begehren erforderte, wie die Interviewten eindrücklich schildern, sich zunächst in Beziehung zu heteronormativen Bildern von Reproduktion und Verwandtschaft zu setzen und sich als reproduktives Subjekt⁸ zu konstituieren: Dem Sich-mit-Kindern-verwandt-Machen geht vor dem Hintergrund heteronormativer Verhältnisse und Wissensformationen ein »Reproduktiv-Werden« (5.1) voraus, wie ich im Folgenden zeige.

5.1 Reproduktiv werden: »Lesben können keine Kinder kriegen« oder die Notwendigkeit der Konstituierung als reproduktives Subjekt

Scout Burghardt, Samira Mahmud und Noemi Yoko Molitor (2006) haben in ihrer explorativen Studie zu lesbischer Elternschaft das Bild der Lesbe als »nonprocreative being« (ebd.: 145) benannt, welches ihnen zufolge im US-amerikanischen Kontext in den 1990ern und in Deutschland ab Anfang der 2000er Jahre langsam zu erodieren begann. Lesbisch-queeres Begehren und die Frage, inwiefern sich dieses mit Elternschaft vereinbaren lässt, spielte auch in allen Gesprächen, die ich geführt habe, eine bedeutende Rolle. Die Zusammenschau der Interviews zeigt, dass sie in zwei Lebensphasen besonders virulent wurde. Erstens im Zuge des Coming-outs, also des Realisierens des eigenen, nicht-heterosexuellen Begehrens und dessen Kommunikation nach außen. Zweitens im Vorfeld der konkreten Planung und Umsetzung des Kinderwunschs.

Als relevant für den Prozess des Reproduktiv-Werdens arbeite ich im Zuge der Analyse fünf Aushandlungsmomente heraus: Das biografische Ereignis des Coming-outs (5.1.1), die Beschäftigung der Interviewten mit Fragen der (Il-)Legitimität nicht-heterosexueller Elternschaft (5.1.2), die Verhandlung von Planungserfordernissen (5.1.3) sowie von Alternativen zum leiblichen Kind (5.1.4) und schließlich die Entscheidung darüber, wer das Kind austrägt (5.1.5).

8 Den reproduktiven Subjektstatus verstehe ich nicht als auf das Elternwerden mit einem leiblichen Kind beschränkt. Er bezeichnet vielmehr die grundsätzliche Formierung des Wunsches, mit Kind zu leben, und die Konstitutionsprozesse, sich als potentielles Elternteil zu begreifen – ob leiblich verwandt oder nicht.

5.1.1 Das Coming-out: Ideen der (Un-)Vereinbarkeit von nicht-heterosexuellem Begehren und Elternschaft

Im Zuge der Thematisierung ihres Coming-outs sprachen alle Interviewpartnerinnen* darüber, ob ihnen ein Leben mit Kind(ern) von Beginn an als vereinbar mit nicht-heterosexuellem Begehren erschien oder ob eine solche Zukunftsperspektive für sie zunächst undenkbar war.

Als wesentlichen Faktor für die Idee einer Vereinbarkeit stellten einige ihre wechselnde Situierung in ländlichen bzw. städtischen Kontexten heraus. So markiert beispielsweise Isabell Schmitz den Umzug in eine Großstadt als Anlass, der sowohl ein lesbisches Begehren als auch eigene Kinder in den Bereich des Denk- und Machbaren rückte und über den sie sich neue Möglichkeitsräume erschloss.

Den Wunsch, mit Kind zu leben, hatte Isabell Schmitz seit jeher. Seit sie denken kann, so formuliert sie es, wollte sie »Mama« (ISch 1, 5) sein. Im Alter von 30 Jahren outete sie sich bei ihrer Herkunftsfamilie und ihren Freund*innen als lesbisch. Vor ihrem Coming-out hatte sie das Gefühl, dass lesbisches Begehren und Kinder nicht miteinander vereinbar wären:

»Also ich hatte erst mit 30 mein Coming-out. Gewusst habe ich es natürlich schon sehr viel früher, aber genau das war der Grund. Also ich habe immer gedacht so, nee, weil ich will doch meine Kinder, ich will doch meine Familie haben, und es geht gar nicht, also es war für mich überhaupt nicht zu verbinden. [...] Aber ich bin auch im ländlichen Ort X groß geworden, wo einfach auch kein Kontakt irgendwie zu-, also ich habe nie lesbische Frauen gesehen oder so, oder zumindest nicht gewusst, dass es so was gibt. Also gewusst schon, aber bei uns halt nicht, auf dem Land gibt es so was nicht. [...] Und als ich [...] so 19 war, 18, 19, da kam so zum ersten Mal der Gedanke, na ja. Aber ich habe das natürlich sofort weit weggeschoben, weil es darf nicht sein, was nicht sein-, also es kann nicht sein, was nicht sein darf.« (ISch 1, 11-17, 25-27)

Isabell Schmitz verortet die Umsetzung eines Kinderwunschs zunächst ausschließlich im Kontext von heterosexuellen Partner*innenschaften. Als sie sich dessen gewahr wird, lesbisch zu begehren, führt dies zu einem inneren Konflikt, in dem sie ihr Begehren zunächst verneinte, weil es ihrem Wunsch nach »Familie«, womit sie ein Leben mit Kindern meint, entgegenzustehen schien. Auf die inneren Konflikte führt sie auch zurück, dass sie sich im Alter von 30 Jahren outete, was sie als verhältnismäßig spät einstuft. Zudem spricht sie eine Nicht-Benennbarkeit bzw. eine Nicht-Existenz des lesbischen Begehrens und lesbischer Subjekte an, die sie mit ihrem damaligen Wohnort auf dem Land verbindet. Sie erklärt zunächst, dass sie nicht gewusst habe, dass es lesbische Frauen gibt. Schließlich korrigiert sie diese Aussage und führt weiter aus, dass sie es durchaus gewusst habe. Lesbische Existenzweisen waren für sie vor dem Hintergrund der heteronormativen

Strukturen ihres Umfelds jedoch unsichtbar oder zumindest abgekoppelt von real existierenden Lebensweisen. Dieser Umstand lässt sich mit Judith Butlers Konzept der *Zwangsheterosexualität* beschreiben: Innerhalb des Systems der *Zwangsheterosexualität* stellen lesbische Existenzweisen Störungen der »Matrix der Intelligibilität« (Butler 1991: 39) dar. Die, die in ihrer Ausgestaltung von geschlechtlicher und sexueller Identität nicht den Normen der kulturellen Intelligibilität entsprechen, werden entweder als Entwicklungsstörungen oder logische Unmöglichkeiten gefasst (vgl. ebd.). Letzteres spiegelt sich in Isabell Schmitz' Erzählung exemplarisch wider. Insbesondere Isabell Schmitz' Aussage, dass etwas nicht sein kann, was nicht sein darf, illustriert auch die von Monique Wittig beschriebene Funktionsweise einer vorausgesetzten Heterosexualität als Drohung: »You-will-be-straight-or-you-will-not-be« (Wittig 1980: 107). Darüber hinaus zeigt sich in der Vorstellung einer Unvereinbarkeit von lesbischem Begehren und dem Wunsch nach einem Kind Repronormativität⁹, die eine zweite Leerstelle mit sich bringt und somit auch ein doppeltes Coming-out erfordert: als Lesbe und als lesbische *mother-to-be*.

Der Umzug in die Großstadt veränderte für Isabell Schmitz viel. Dort fühlte sie sich zum ersten Mal in einem Kontext situiert, in dem sie »mutig« (ISch 1, 40) sein konnte. Nachdem sie sich in eine Kollegin verliebt hatte, hatte sie ihr »äußeres« Coming-out¹⁰, bewegte sich in der lesbischen Szene vor Ort und konnte durch den Kontakt zu einigen Müttern lesbisches Begehren und Elternwerden zunehmend als miteinander vereinbar imaginieren.

Ähnlich erging es auch Mina Wolf. Sie wollte »schon immer« (MW 1, 3) ein Kind haben. Gleichzeitig wusste sie längere Zeit nicht, wie sie diesen Wunsch als nicht-heterosexuell begehrende Frau verwirklichen sollte:

»Na ja, das ging eben-. Also wenn ich früher gewusst hätte, dass das irgendwie geht, hätte ich wahrscheinlich doch schon eher auch ein Kind gekriegt, aber-, also damals mit meiner ersten Partnerin, das ist zwanzig Jahre her. Da wusste ich selber noch nicht, was ist denn überhaupt. Also da gab es das Wort lesbisch, glaube ich, noch nicht. Das war noch kurz-, kurz nach der Wende hier. Da war das ja überhaupt kein-, zumindest in meinen Kreisen-. Und damals war ich ja auch erst

9 Mit »Repronormativität« bezeichnen Nadyne Stritzke und Elisa Scaramuzza »the complex reciprocity of social institutions, thought structures, modes of perception, practices, and manners of life that govern and give preference to binary gendered heterosexual procreation« (Stritzke/Scaramuzza 2016: 146). Repronormativität zeichnet sich für sie durch vier Charakteristika aus: erstens durch eine Naturalisierung der zweigeschlechtlichen, heterosexuellen Prokreation, zweitens handele es sich um eine unbewusste Praxis. Drittens sei Repronormativität wie Heteronormativität institutionalisiert und strukturell verankert und gehe viertens mit einer Reduktion von Komplexität einher (vgl. ebd.).

10 Mit dem äußeren Coming-out ist die Lebensphase gemeint, in der nicht-heterosexuelle Personen ihr Begehren gegenüber dem sozialen Umfeld thematisieren und in das Alltagsleben integrieren (zu verschiedenen Phasen des Coming-outs siehe etwa Rauchfleisch 2001: 76ff.).

irgendwie zehn-, nach der zehnten Klasse oder so, also sechzehn, siebzehn, da war das kein-, da war das überhaupt kein Thema. Also da war ich irgendwie die Einzige. Ich habe da in so einer Kleinstadt gewohnt, da gab es niemand. Also da dachte ich wirklich, ich bin mit meiner Partnerin alleine auf der Welt. Wir haben das auch niemand erzählt und-. Also da gab es-, wäre ich gar nicht drauf-. Also wir haben schon gesagt, »ach, wenn wir ein Kind hätten, das wäre schön«, aber wo wir das herkriegten, da sind wir im Leben nicht draufgekommen (lacht). Und, ja, und nachdem man dann-, ja, nachdem ich dann eben älter wurde und eben auch andere kennen gelernt habe auch mit-, die Kinder haben und so, dann sind wir dann da einfach so ein bisschen draufgekommen, dass es überhaupt irgendwie gehen kann.« (MW 4f., 186-200)

Mina Wolf beschreibt in dieser Passage, was für ein langwieriger Prozess es für sie war, sich als lesbisch begehrendes Subjekt zu konstituieren. Sie ist in einer ostdeutschen Kleinstadt aufgewachsen und spricht wie Isabell Schmitz von einer Nicht-Benennbarkeit ihres Begehrens, da schlichtweg die Worte dafür fehlten. Einschränkung erwähnt sie, dass es sich hierbei auch um ein Spezifikum der Kreise, in denen sie sich bewegte, gehandelt haben könnte. Welche das waren, ist aus dem Interview nicht zu erschließen.

In ihren Überlegungen steht neben der anfänglichen Unmöglichkeit, ihre lesbische Existenzweise innerhalb des kleinstädtischen Kontextes zu benennen und offen zu leben, zusätzlich der Aspekt der praktischen Umsetzbarkeit nicht-heterosexueller Reproduktion im Zentrum. Wo sie und ihre Partnerin ein Kind »herkriegten« können, ist zunächst unklar. Als lesbisches Paar sichtbar zu werden und homosexuelles Begehren und Elternschaft nicht nur zusammenzudenken, sondern sie als tatsächlich umsetzbare reproduktive Praxis zu begreifen, gelang erst über den Kontakt zu anderen lesbischen Personen mit Kindern. Bedeutsam für die Veränderung ihres Denkens und das Erschließen neuer Handlungsoptionen war somit, wie bei Isabell Schmitz, der Eintritt in die lesbische Community und die Vernetzung mit anderen nicht-heterosexuellen Eltern, die als Vorbilder fungierten und die Machbarkeit vorlebten. Im weiteren Verlauf des Gesprächs wird deutlich, dass diese Veränderung nicht innerhalb der Kleinstadt, sondern erst mit dem Umzug in eine mittelgroße Stadt möglich wurde.

Auch für viele andere Interviewpartnerinnen* waren Berührungspunkte mit nicht-heterosexuellen Personen, die mit Kind(ern) lebten oder über ein Leben mit Kind(ern) nachdachten, wesentlich für die Entwicklung der Vorstellung, dass nicht-heterosexuelles Begehren und Reproduktion miteinander vereinbar sind. Die kollektive Lebensweise lesbischer Elternschaft ermöglicht hier die Formierung eines »Kinderwunschs«.

Manchmal beförderten auch die Partnerinnen* die Perspektive, Elternschaft leben zu können, und damit die Konstituierung als reproduktives Subjekt: Für Hanna

Weber etwa bedeutete das Coming-out in ihrer Adoleszenzphase zunächst den Abschied von einem Leben mit Kindern, da sie dem hegemonialen heteronormativen Verwandtschaftsdiskurs entsprechend Generativität mit heterosexuellem Begehren verknüpfte. Sie erschloss sich erst über das Kennenlernen ihrer Partnerin, Lisa Weber, dass Elternschaft für sie als lesbische Frau eine Lebensmöglichkeit darstellt:

»Also bei mir war das eigentlich, ich weiß gar nicht, eher schon so, dass ich-, als ich dann gemerkt habe, dass ich lesbisch bin, erst mal dachte, ›gut, da wird das wohl nichts mit den Kindern‹. [...] Und ich weiß gar nicht, ich kann mich gar nicht so dran erinnern, wie dann so der Prozess lief, aber irgendwie, als ich Lisa dann kennen gelernt habe, war eigentlich ziemlich klar, dass wir Kinder haben wollen und so. Also wie jetzt der Sprung kam zu diesem so ein bisschen im jugendlichen Leichtsinn (lacht), na ja, bin ich lesbisch, kriege ich halt keine Kinder, Punkt, so zu, dass es ja doch ganz real geht, weiß ich gar nicht, das kam dann irgendwie so gemeinsam.« (HW 1, 23-36)

Lisa Weber wiederum erzählt, dass für sie das Leben in einer Wohngemeinschaft mit einer lesbischen Mitbewohnerin ausschlaggebend war, um gar nicht erst einen solchen Bruch zu erleben. Auch in ihrem Fall bedurfte es also des Kontakts zu einer nicht-heterosexuellen Peer-Person, um Mutterschaft in einen lesbischen Lebensentwurf integrieren zu können:

»Also ich war-, nach dem Abi war ich ein Jahr in Land X und hatte da auch eine lesbische Mitbewohnerin, [...] und hatte dann auch selber mein Coming-out dort. [...] Die hat immer irgendwie darüber auch geredet, dass sie später mal mit einer Frau zusammen Kinder kriegen will, und deshalb war das für mich immer so-, also es war für mich klar-, von vornherein klar, dass das auch irgendwie geht so. [...] Dadurch hatte ich halt diesen Bruch nicht, dieses von wegen, ›ups, ich bin jetzt lesbisch, geht dann aber nicht so-, sondern das war irgendwie klar.« (LW 1, 10-17)

Andere Interviewpartnerinnen* thematisieren im Zusammenhang mit ihrem Coming-out weniger eigene Gedanken einer Unvereinbarkeit von lesbischem oder queerem Begehren und einem Leben mit Kind(ern), sondern die ihres Umfelds. Sie beschreiben Negierungen und Infragestellungen einer solchen Zukunftsperspektive als Elternteil durch Herkunftsfamilienmitglieder, Freund*innen oder Bekannte. So berichtet beispielsweise Elisa Hofmann über ihr Outing und die Reaktion ihrer Mutter:

»Und das Erste, was irgendwie war, war auch großes Thema für die-, und das Erste, was meine Mutter gemacht hat, als ich mich gegenüber ihr geoutet habe, hat sie unser altes Kinderspielzeug vom Speicher weggeschmissen, weil sie sagte, ›das wird jetzt nicht mehr gebraucht‹.« (EH 11, 536-539)

Elisa Hofmanns Kinderspielzeug wurde bis zum Zeitpunkt des Coming-outs von ihrer Mutter auf dem Speicher gelagert, um es an prospektive Enkelkinder weiterzugeben. Es fungierte somit als symbolisch aufgeladenes Zukunftsversprechen einer nachkommenden Generation, zu der sie im Verhältnis der Großelternschaft stehen würde. Dieses Zukunftsversprechen erlischt für Elisa Hofmanns Mutter mit dem Coming-out ihrer Tochter. Mit dem Akt des Wegwerfens verleiht sie der Idee einer Unvereinbarkeit von lesbischem Begehren und Elternschaft Ausdruck: Die von ihr vorausgesetzte, heteronormative Rahmung von Reproduktion und Elternschaft wird sichtbar und materialisiert sich in der Praxis des Wegwerfens von Artefakten der »sozialen Vorschwängerung« (Hirschauer et al. 2014: 32) bzw. »sozialen Schwängerung« (ebd.: 266). Mit dem Begriff der »sozialen (Vor-)Schwängerung«¹¹ sind unter anderem Erwartungen von Herkunftsfamilien, Freund*innen, dem Bekanntenkreis oder auch Gynäkolog*innen gemeint, die oftmals an Frauen oder Paare herangetragen werden. Dies können Anspielungen oder direkte Adressierungen sein, etwa die Äußerung des Wunsches nach einem Enkelkind durch die Eltern (vgl. ebd.: 32). Das oben angeführte Beispiel von Elisa Hofmann zeigt, dass eine solche »soziale (Vor-)Schwängerung« durch das Umfeld aufgrund heteronormativer Bilder von Elternschaft auch wieder entzogen werden kann. Die »soziale (Vor-)Schwängerung« wird abrupt beendet und eine – so könnte man sagen – »soziale Sterilisierung« vollzogen.

Bedeutsam für die Konstituierung als reproduktive Subjekte und eine Verankerung von Vereinbarkeitsvorstellungen von lesbischem Begehren und Elternschaft waren zudem Prozesse der Wissensaneignung – insbesondere Wissen über Möglichkeiten der praktischen Umsetzbarkeit des Elternwerdens und des lebensweltlichen Alltags von Lesben und queeren Menschen mit Kind(ern). Neben einzelnen Zeitungsartikeln oder ganzen Dossiers über das Thema nicht-heterosexuelle Elternschaft in Wochen-/Tageszeitungen oder Reportagen im öffentlich-rechtlichen bzw. privaten Fernsehen waren auch Beiträge in LSBTIQ-Medien (etwa in *L-MAG*¹²) von großer Bedeutung für die Interviewten. Informationsmaterialien und Ratgeber, die vom *Lesben- und Schwulenverband Deutschland* (LSVD) oder anderen Verbänden bzw. Vereinen herausgegeben und von Personen aus der Community verfasst wurden, spielten ebenfalls eine Rolle.¹³ Lesbische und queere Elternschaft als Le-

11 In der Wendung »soziale (Vor-)Schwängerung« spiegelt sich Misogynie wider, da insbesondere Frauen adressiert, passiviert und gewissermaßen auf ihre sogenannte »reproduktive Bestimmung«, das Mutterwerden, reduziert werden. Ich nutze den Begriff kritisch und mit Verweis auf die Gewaltförmigkeit von Geschlechter- und Begehrensverhältnissen, aus denen heraus diese reproduktive Anrufung als gesellschaftliche Praxis entsteht.

12 U.a. *L-MAG*, Schwerpunktthema: *Regenbogenfamilie – Der lesbische Baby-Boom* (L-MAG 2011).

13 Zu nennen sind an dieser Stelle insbesondere der Beratungsführer *Regenbogenfamilien – alltäglich und doch anders*, herausgegeben vom LSVD (Jansen et al. 2014, erstmals erschienen im Jahr 2007), sowie *Das lesbisch-schwule Babybuch* von Uli Streib-Brzič (2007).

bensmöglichkeit eröffnete sich für einige Interviewpartnerinnen* auch mit der Ausstrahlung der Serie *The L-Word*¹⁴ im deutschen Fernsehen, in der zwei lesbische Frauen Elternschaft über eine Samenspende verwirklichen.

Für zwei Drittel der Interviewten waren darüber hinaus meist aus der LSBTIQ-Community heraus organisierte Vorträge, Diskussionsveranstaltungen, Workshops und Erzählcafés (etwa im Rahmen von lokalen Christopher Street Days oder im Kontext des bundesweiten *Regenbogenfamilienseminars*¹⁵ des LSVD bedeutsam sowie die Teilnahme an regionalen Gruppen für Lesben und Schwule mit Kindern oder Kinderwunsch.¹⁶ Hierbei ging es neben einer Reflexion der Vereinbarkeit von nicht-heterosexuellem Begehren und Elternschaft sowie möglichen elterlichen Positionen insbesondere darum, Einzelheiten zu Techniken der Umsetzung zu erfahren:

»Genau, und dann war ich mit einer Freundin von mir auf dem LFT¹⁷ in Ort U, und die wollte dann unbedingt [in] so einen, auch so eine junge Lesbe mit Kinderwunsch, Vortrag, Workshop, Vortrag war es, gehen. Und da war ich da auch mit ihr. Genau, da wusste ich es dann schon so ein bisschen mehr, wie so die-, wie das genau so-, also mit Bechermethode und was es da so für Möglichkeiten gibt quasi.« (LW 1, 17-21)

Wie bereits aus den Interviewausschnitten dieses Kapitels ersichtlich wurde, spielt außerdem der lebensweltliche Bezug zu anderen lesbischen, bisexuellen, schwulen und queeren Personen mit Kind(ern) oder Kinderwunsch eine wichtige Rolle, um sich als reproduktives Subjekt zu begreifen.

Die skizzierten Passagen haben gezeigt, dass nicht-heteronormatives Begehren und Elternschaft nicht selbstverständlich miteinander vereinbar waren – weder für die interviewten Eltern selbst und die queere/lesbische ›Szene‹ noch für

14 *The L-Word* (2004-2009) ist eine US-amerikanische Serie, in der alle Hauptcharaktere lesbisch bzw. bisexuell sind – zum Zeitpunkt der Veröffentlichung ein Novum in der Fernsehgeschichte. Zwei der lesbischen Hauptfiguren, Bette und Tina, planen in der ersten Staffel ein gemeinsames Kind, das in der zweiten Staffel geboren wird (vgl. Achilles 2018: 135f., 256).

15 Seit dem Jahr 2000 veranstaltet der LSVD in regelmäßigen Abständen an wechselnden Orten das bundesweite *Regenbogenfamilienseminar*, ein Vernetzungs-, Informations- und Workshop-Wochenende für LSBTIQ mit Kindern oder Kinderwunsch.

16 Das größte Netzwerk für Lesben und Schwule mit Kindern oder Kinderwunsch ist die *Initiative lesbischer und schwuler Eltern* (ILSE), die sich unter dem Dach des *Lesben- und Schwulenverbands Deutschland* organisiert. Es gibt aktuell ca. 30 lokale Gruppen. Informationen zu diesen sind zu finden unter <https://www.lsvd.de/de/ct/998-Wo-finde-ich-andere-Regenbogenfamilien-lesbische-Muetter-und-schwule-Vaeter>, zuletzt abgerufen am 30.4.2021.

17 LFT ist die Abkürzung für das *Lesben-Frühlings-Treffen*, ein seit 1972 am Pfingstweekenende an wechselnden Orten in Deutschland stattfindendes, selbstorganisiertes und autonomes Treffen von und für Lesben mit zahlreichen Workshops, Vorträgen, Aktionen und Kulturveranstaltungen.

die Herkunftsfamilien oder weitere Bezugspersonen. Der Weg vom eigenen Coming-out bis zur konkreten Umsetzung des Kinderwunschs erforderte von allen eine kritische Auseinandersetzung mit heteronormativen Bildern von Begehren und Reproduktion und ein hierdurch erfolgreiches Queeren des Kinderwunschs. Sie mussten sich gegen repronormative Anrufungen, die nur das heterosexuelle, cis-zweigeschlechtliche Paar als prokreativ entwerfen, als reproduktive Subjekte, als *mothers/parents-to-be* imaginieren. Als bedeutsam stellt sich die Situierung in ländlichen oder städtischen Kontexten heraus: Ländliche und kleinstädtische Kontexte erschwerten den Gedanken einer Vereinbarkeit eines von der Heteronorm abweichenden Begehrens und Elternschaft meist. Dies hing für die Interviewten eng mit der ›Nicht-Existenz‹ lesbischer und queerer Lebensweisen im Lebensalltag zusammen sowie mit der damit einhergehenden Unmöglichkeit, sich mit anderen lesbischen oder queeren Personen zu vernetzen. Der Umzug in größere Städte und Kontakt zu anderen nicht-heterosexuellen Personen führten bei vielen dazu, tradierte Modelle von Elternschaft sukzessiv zu hinterfragen und queere Alternativen zu denken.

5.1.2 Verunsicherungen und neue Gewissheiten: Fragen der (II-)Legitimität nicht-heterosexueller Elternschaft

Hatten die Interviewten Reproduktion und lesbisch-queeres Begehren grundsätzlich miteinander verknüpft und eine Elternschaft in den Bereich des Denkbaren gerückt, drängten sich weitere Fragen auf, die ebenfalls Teil der Figuration als Subjekt mit Kinderwunsch sind: Ist eine Elternschaft als lesbische oder queere Person überhaupt ethisch-moralisch vertretbar? Ist diese als verantwortungsbewusst gegenüber dem Kind einzuordnen? Braucht das Kind eine ›Vaterfigur‹? Verunsicherungen über die Legitimität der Elternschaft und die Frage des ›Kindeswohls‹ spielten in den Überlegungen der Interviewten im Vorfeld ihrer Familienbildung über Samenspende eine große Rolle und ließen in der Auseinandersetzung Zweifel aufkommen, aber auch neue Gewissheiten entstehen. Sie stellen das zweite Aushandlungsfeld des Reproduktiv-Werdens dar.

Linda Frank, die zusammen mit ihrer Partnerin Spendersamen von einer Samenbank genutzt hat, thematisiert beispielsweise das Erfordernis, gerade im Kontext der Nutzung dieser Art von Samenspende die familiale Norm der Vater-Mutter-Kind-Konstellation zu dezentrieren. Für Linda Frank war es nicht so einfach, sich vom Idealbild der ›bürgerlichen Kernfamilie‹ zu lösen und ein Alternativmodell bestehend aus zwei Müttern und einem Kind zu imaginieren. Sie erzählt:

»Und das ist auch so-, eine so interessante Sache, man merkt so, oder zumindest ich kann nur für mich sprechen, ich habe so ganz komische Züge an mir gemerkt

zwischen durch dann. Man hat ja auch selber so ein Bild von Familie im Kopf. Also das ist ja nicht, jetzt nicht so, wenn ich mich dazu entschließe, mit meiner Freundin jetzt ein Kind zu bekommen, und wir müssen uns dann natürlich um Spender bemühen, dass ich das jetzt für unmoralisch halte oder irgendwie, aber trotz allem hat man ja selber auch so erst mal so ein Bild von Familie im Kopf. Und dann denkt man erst, »ja Scheiße, und das Kind, das hasst uns dann, weil wir ihm keinen Vater präsentieren können« oder wie auch immer. Und woher soll man das auch nehmen, also es gibt ja erst mal auch noch nicht so viele Beispiele. Und da muss ich sagen, da habe ich mich auch erst mal so selber drauf einschließen müssen.« (LF 15, 677-686)

Linda Frank unterscheidet ihre Konstellation von hegemonialen Bildern von Familie. Als Differenz markiert sie insbesondere die Nutzung einer Samenspende und thematisiert die Frage nach der Notwendigkeit eines Vaters für das Kind, die auf das Leitbild der zweigeschlechtlichen Elternkonstellation von Mutter und Vater rekurriert. Sie artikuliert Ängste vor einer Ablehnung durch das Kind aufgrund des »Vorenthaltes« eines Vaters. Es stellte sich für sie als problematisch heraus, dass es für lesbische Mütterfamilien kaum Vorbilder gab. Sich für eine nicht-heterosexuelle Elternschaft zu entscheiden, kam für sie einem zweiten, wenn auch nicht ganz so belastenden Coming-out-Prozess gleich:

»Das hat mich fast schon wieder so ein bisschen an das Coming-out an sich erinnert, dass man ja selber dann erst mal so gucken muss, »huch, wieso bin ich denn jetzt nicht heterosexuell?« Und dann-, und dann habe ich gedacht, ja, das ist irgendwie so in Anlehnung, also nicht so-, nicht so dramatisch natürlich, aber so in Anlehnung an diesen Prozess, das kann man schon damit vergleichen.« (LF 17, 781-785)

Linda Frank beschreibt zunächst ihre Coming-out-Erfahrung als lesbisch: Die von ihr formulierte Frage »Wieso bin ich denn jetzt nicht heterosexuell?« bringt den unmarkierten Status heterosexuellen Begehrens zum Ausdruck. Heterosexualität stellt die allgemeine, unhinterfragte und naturalisierte Begehrensweise dar und ist einer bewussten Aushandlung enthoben, während lesbisches Begehren einen aktiven Verhandlungs- und Aneignungsprozess bedeutet. Erst die Abweichung von der Heteronorm führte damals zu einem Prozess der Selbstbefragung. Zu erkennen, dass sich das eigene Begehren jenseits der Norm bewegt, bedeutete für sie einen Überraschungs- und Schreckmoment, was sich in dem vorangestellten Ausdruck »huch« widerspiegelt. Die Familienbildung brachte es mit sich, diese Auseinandersetzung ein zweites Mal auf eine spezifische Weise zu führen: Sie beschreibt diesen Prozess deshalb auch als eine Art zweites Coming-out, bei dem das Nicht-hineinpassen in die Heteronorm verhandelt werden musste bzw. sie in eine reflexive Distanz zu heteronormativen Ideen von Familie treten musste und alterna-

tive Bilder entwickelte. Im Rahmen ihrer Aushandlung der Legitimität von nicht-heterosexueller Elternschaft überträgt Linda Frank folglich den heteronormativen (Macht-)Mechanismus vom Begehren auf Elternschaft: Mutter, Vater, Kind zeigten sich als universelle, naturalisierte Norm der Familie, an der sie sich abarbeiten, sich in Relation zu ihr setzen und die sie dekonstruieren musste (vgl. hierzu auch Kap. 6).

Die Notwendigkeit eines Umdeutungs- und Aneignungsmoments zeigt sich zudem am Beispiel Elisa Hofmanns. Sie berichtet im Interview, dass sie vor der Beziehung mit ihrer Partnerin Helene Hofmann mit einem Mann zusammen war. Im heterosexuellen Paarkontext war die Option einer Elternschaft für sie selbstverständlich gegeben. Lesbisches Begehren stellte die Möglichkeit des Elternwerdens infrage – auch moralisch. Ein Zeitungsartikel zum Thema der Vereinbarkeit von lesbischem Begehren und Mutterschaft eröffnete für Elisa Hofmann erst die Option lesbischen Elternseins, wie sie berichtet:

»Also für mich war eben dieser [Name der Zeitschrift]-Artikel, diese ›Gewissensfrage‹, die da immer drin ist und die sozusagen positiv im Sinne für lesbische Paare in-, also da beantwortet wurde, das fand ich total beruhigend, dass es nicht ausgeschlossen ist.« (EH 1, 14-16)

Für Elisa Hofmann stellt sich die Entscheidung für oder gegen nicht-heterosexuelle Elternschaft als eine sie aufwühlende »Gewissensfrage« dar. Sie fragt ganz grundsätzlich nach der moralischen Vertretbarkeit und normativen Angemessenheit dieser Lebensform. Medialen Auseinandersetzungen mit dem Thema wird von ihr eine Deutungshoheit hinsichtlich der moralisch-ethischen Vertretbarkeit nicht-heterosexueller, paarförmiger Elternschaft zugesprochen und so der Zeitungsbeitrag und damit ein mediales Artefakt zu einer wichtigen (De-)Legitimierungsinstanz erhoben.

Stefanie und Martina Kaiser haben sich vor der Realisierung ihrer Elternschaft ebenfalls mit dem Aspekt der Legitimität, im Sinne einer Verantwortbarkeit ihrer Entscheidung, als lesbisches Paar ein Kind zu bekommen, auseinandergesetzt. Stefanie Kaiser berichtet:

»Ja, und kann man das überhaupt verantworten? Ich glaube, das ist so dieser erste Schritt, dass man einfach guckt, kann man das machen, kann man das dem Kind antun. Es wird ja dann geärgert und ach und nein. Und dann, wenn man das in-, also entschieden hat, dann kann man erst überhaupt theoretisch mal anfangen, darüber nachzudenken, wie man das umsetzen kann. Das war eigentlich so ab-, ich denke mal, ab 2008 bis halt zur Umsetzung. Also wir haben wirklich sehr lange uns Zeit gelassen, uns auch ganz viel mit Theorie auseinandergesetzt und das war schon sehr aufwendig.« (SK 1, 7-13)

Der Umsetzung des Wunschs, mit Kind zu leben, ging Stefanie Kaiser zufolge ein moralisch-ethischer Konflikt hinsichtlich der Verantwortbarkeit nicht-heterosexueller Reproduktion voraus, den sie und ihre Partnerin bewältigen mussten. In der starken begrifflichen Wendung »dem Kind antun« stecken jedoch weniger ein persönlicher Konflikt und Zweifel an der Vereinbarkeit. Sie nimmt hier vielmehr implizit hegemoniale, heteronormative Diskurse über nicht-heterosexuelle Elternschaft auf, in denen das Wohl des Kindes in einer solchen Familienform als nicht gesichert gilt. Im Kontrast zu Elisa Hofmann problematisiert sie diese Argumentation und versteht die Aussage »Es wird ja dann geärgert und ach und nein« mit einem ironischen Unterton. Das Dilemma, mit dem sie als lesbische Eltern konfrontiert sind, verortet sie mit den potentiellen Diskriminierungen durch die heteronormative Mehrheitsgesellschaft auf einer gesamtgesellschaftlichen, strukturellen Ebene, anstatt es als persönliches moralisch-ethisches Problem zu individualisieren.

Die Passage zeigt, dass die Auseinandersetzung mit der Familienform ein intensiver Prozess war. Sie und ihre Partnerin haben sich bis zur Umsetzung über einen längeren Zeitraum mit theoretischer Literatur zum Thema beschäftigt. Über die Aneignung von Wissen erhofften sie sich, eine wohlbedachte und tragfähige Entscheidung treffen zu können, ob es verantwortbar ist, ein Kind zu bekommen, oder nicht. Wissenschaftliche Literatur, die, wie sie im weiteren Verlauf des Gesprächs ausführt, Kindern aus nicht-heterosexuellen Familien großes Resilienzpotential zuschreibt und zeigt, dass es ihnen trotz Diskriminierungserfahrungen »gut geht« (u.a. Rupp 2009), fungiert hier als Legitimierungsinstanz und Normalisierungsvehikel lesbischer Elternschaft. Die Vereinbarkeit von lesbischem Begehren und Elternschaft ist somit für Stefanie und Martina Kaiser innerhalb einer heteronormativen Gesellschaft alles andere als selbstverständlich gegeben und erfordert einen aktiven Aneignungsprozess und eine Auseinandersetzung mit Heteronormativitäten, die in Reproduktion eingeschrieben sind. Reproduktiv zu werden, ging für die lesbischen und queeren Paare also mit Prozessen der (Selbst-)Vergeisserung über die Legitimität nicht-heterosexueller Elternschaft einher.¹⁸

Teil des Reproduktiv-Werdens der Interviewten war es aber auch, die Planungsnotwendigkeiten hinsichtlich der praktischen Realisierung der Elternschaft zu thematisieren. Sie stellen ein drittes wichtiges Aushandlungsfeld dar. Im Folgenden

18 Cornelia Schadler hat am Beispiel von heterosexuellen Paarkonstellationen herausgearbeitet, dass auch sie zu einem Subjekt mit (einem legitimen) Kinderwunsch werden müssen (vgl. Schadler 2013: 98). Aufgrund ihrer Passung in repronormative Bilder von Elternschaft geht es bei ihnen jedoch nicht um die Verhandlung des Begehrens. Im Zentrum stehen hier vor allem finanzielle und berufliche Stabilität, aber auch »ein passender Wohnort, eine funktionierende Beziehung sowie die körperliche und geistige Einrichtung auf ein Kind« (ebd.: 98ff.). Dies sind Aspekte, die für die von mir interviewten Paare ebenfalls relevant waren (siehe etwa 5.1.5), jedoch im Vergleich zur Thematisierung des Begehrens marginalen Raum in den Narrationen einnahmen.

skizziere ich, wie die Interviewten ihre eigene Reproduktionsweise verhandelten hinsichtlich der Planungserfordernisse und des in hegemoniale Diskurse eingeschriebenen Dualismus von ›natürlicher‹ vs. ›künstlicher‹ bzw. ›kulturell-technisch vermittelter‹ Reproduktion.

5.1.3 Planungserfordernisse und die (Un-)Natürlichkeit heterosexueller Reproduktion

Es soll einfach so passieren – zufällig und überraschend, nicht geplant. Diese Wunschvorstellung artikulierten fast alle Interviewpartnerinnen*, wenn sie über ihre reproduktiven Praktiken und das Elternwerden sprachen. Ein Teil der Interviewpartnerinnen* machte hierbei eine Differenz zwischen heterosexueller und lesbisch-queerer Reproduktion auf, einige hinterfragten diese und wieder andere nahmen eine vermittelnde Position ein.

Miriam Lange ist eine der Interviewten, die ihre lesbische Reproduktionspraxis von einer heterosexuellen abgrenzt und einen Unterschied in der Ausgangssituation und Herangehensweise beschreibt:

»Also ich glaube, wenn wir jetzt ein heterosexuelles Paar wären, hätte ich locker die Verhütung abgesetzt, aber so diese bewusste Entscheidung zu treffen, fand ich schon echt schwierig, so diese bewusste Entscheidung zu treffen, so und jetzt wollen wir ein Kind und jetzt versuchen wir es total bewusst und machen diese Schritte.« (ML 5, 221-224)

Für Miriam Lange wäre Reproduktion in einer heterosexuellen Paarkonstellation ›spielerischer‹ und ›unbekümmerter‹ gewesen und hätte mehr Raum für die Abgabe von Handlungsmacht gelassen. Sie hätte »locker« die Verhütung abgesetzt, so ihre Vorstellung, sodass reproduktive Prozesse ihren ereignishaften Verlauf hätten nehmen können – ein Schwangerwerden also, indem etwas nicht mehr aktiv verhindert wird.¹⁹

Mit lesbischer Familienbildung verbindet sie demgegenüber von Beginn an ein Aktivwerden und eine besondere Form der Ernsthaftigkeit, da die Entscheidungen getroffen werden *müssen*: »Total bewusst« die Schritte in Richtung Elternschaft zu gehen, impliziert, zu planen, aktiv reproduktiv zu handeln, eine Schwangerschaft voranzutreiben und herbeizuführen. Die Übersetzung von heterosexuellem Reproduktionshandeln in ein bloßes Unterlassen, auf das ein ›Zufallsmoment‹ folgt, bietet eine mögliche Entlastung, die lesbischen Paaren in diesem Deutungsrahmen nicht zur Verfügung steht.

19 Vgl. hierzu auch Erzählungen heterosexueller Paare über ihr Reproduktionshandeln in der Untersuchung von Hirschauer et al. 2014: 38f.

Die Interviewte Anna Diehl wiederum stellt heterosexuelle und nicht-heterosexuelle Reproduktion nicht nur gegenüber, sondern markiert erstere darüber hinaus als die ›natürliche‹ Variante. Zusätzlich vermutet sie, dass die Planungsnotwendigkeiten einen enormen Einfluss auf den Zeitpunkt der Verwirklichung des Kinderwunschs hatten – sie haben diesen biografisch verzögert: »Ich glaube auch, wäre es einfacher gegangen, auf ›natürliche‹ Art jetzt mit uns beiden, hätte es wahrscheinlich schon vor irgendwie acht Jahren oder so was das erste Kind gegeben, glaube ich« (AD 1, 13-15).

Auch Stefanie Kaiser stellt Planungsnotwendigkeiten als Differenz zwischen heterosexueller und nicht-heterosexueller Reproduktion heraus:

»Ja, sagen wir mal so, bei vielen [heterosexuellen Paaren, A.d.V.] passiert das dann einfach und so diese-, das geht irgendwie nicht. Also darauf ausruhen, das ist-, na ja, wenn es passiert, passiert es oder so, das konnten wir ja nicht. Also es war schon vorsätzlich, muss man so sagen.« (SK 1, 16-18)

Nicht-heterosexuelle Reproduktion beschreibt Stefanie Kaiser als eine Praxis, die mit Mühen verbunden ist – gewissermaßen eine Form von reproduktiver Arbeit darstellt – und »vorsätzlich«, das heißt im Voraus geplant und in vollem Bewusstsein, durchgeführt wird. Interessant ist hier die Verwendung des Begriffs »vorsätzlich« im Zusammenhang mit lesbischer Reproduktion, der für gewöhnlich zur Beschreibung dessen dient, ob ein Verbrechen oder sonstiges amoralisches Verhalten intendiert war. Heterosexuelle Reproduktion imaginiert sie demgegenüber als spontan, unkompliziert und reibungslos funktionierend – »es passiert«. Zugleich impliziert die Reduzierung der Aussage auf »viele«, dass die Möglichkeit, Reproduktion einfach geschehen zu lassen, auch bei heterosexuellen Paaren nicht selbstverständlich ist und diese Differenz somit keine universelle und absolute Gültigkeit hat. Damit nimmt Stefanie Kaiser eine erste Einschränkung des Unterschieds zwischen heterosexueller und nicht-heterosexueller Reproduktion vor und folglich eine vermittelnde Position ein.

Im Gespräch mit Dana und Nora Fuchs wird diese Gegenüberstellung schließlich gänzlich infrage gestellt. Dana Fuchs beschreibt ihre lesbische Familiengründung ebenfalls als ausgiebig reflektiertes Unterfangen: »Man macht sich einfach wahnsinnig viele Gedanken, muss man halt« (DF 23, 1005-1006). Während Dana Fuchs zunächst ähnlich wie Anna Diehl eine Differenz zwischen ›natürlicher‹, cisgeschlechtlicher, heterosexueller und ›künstlich‹ hergestellter, nicht-heterosexueller Reproduktion aufmacht und mit der Verwendung des Verbs »müssen« die unausweichliche Planungsanforderung betont und betrauert, »dass das halt nicht so aus dem Akt ja passieren kann« (DF 22, 996), wirft ihre Partnerin Nora Fuchs ein, dass heterosexuelle Reproduktion ebenfalls mit Planung verbunden und nicht unbedingt unkompliziert sei. Sie ergänzt: »Da ist auch keine Romantik mehr, wenn du als Heteropaar versuchst, ein Kind zu zeugen. Das ist auch kein Spaß mehr« (NF 22,

1001-1002). An dieser Stelle benennt Nora Fuchs implizit Affektnormen des Kinder-Machens. Dass die alltagsweltliche Praxis den Affektnormen der Romantik und Unbeschwertheit nicht genügt, begründet sie im weiteren Verlauf des Interviews damit, dass auch eine heterosexuelle, von cisgeschlechtlichen Personen hergestellte Schwangerschaft geplant wird, z.B. in Form eines Absetzens der Verhütung, von Zyklusüberwachung und terminiertem Sex, der Einnahme von Nahrungsergänzungsmitteln und anderen Formen der Planung, Selbstbeobachtung und Selbstoptimierung. Sie betont hiermit das Tun von Reproduktion, das letztlich immer Akte des Handelns und Entscheidens erfordert und in welches Subjekte, Substanzen und Dinge involviert sind. Damit stellt sie die starre Dichotomie zwischen Planungserfordernissen und einem sich selbst vollziehenden Prozess heterosexueller Reproduktion infrage, dekonstruiert »natürliche« Reproduktion und entwirft sie als eine sozio-kulturell-technisch vermittelte.

Auch weitere Interviewte zweifeln die Spontaneität und Reibungslosigkeit heterosexueller Reproduktion an und reflektieren hierbei Normalitätsvorstellungen. So thematisiert Carina Burkhardt beispielsweise, dass sie mehrere (medizinisch assistierte) Versuche benötigten, um schwanger zu werden, woraufhin Linda Frank, ihre Partnerin, ergänzt: »Die haben normale – in Anführungsstrichen – Paare auch, da gibt es auch Paare, die probieren da jahrelang und dann endlich klappt es« (LF 23, 1080-1081). Indem sie die Wendung »normal« verwendet und diese im Interview mit der Ergänzung »in Anführungsstrichen« versieht, sie über eine Veränderung der Tonlage ironisiert und eine entsprechende manuelle Geste ausführt, spielt sie auf Deutungsmuster an, die ihre lesbische Reproduktionsweise als »different« und »nicht-normal« setzen. Sie hinterfragt diese Annahme und Zuschreibung. Planungsnotwendigkeiten und Rückschläge können für sie mit dem Versuch, ein Kind zu bekommen, immer verbunden sein – unabhängig vom Begehren der Paare. Es erfolgt in dieser Hinsicht eine Parallelisierung heterosexueller und nicht-heterosexueller reproduktiver Praktiken.

In der Zusammenschau zeichnen sich die Deutungen der Interviewten in Bezug auf eine mögliche Differenz zwischen heterosexueller und lesbisch-queerer Reproduktion durch Gleichzeitigkeiten aus. In unterschiedlicher Weise interpretieren sie, ob diese einen »Sonderfall« der Reproduktion darstellt oder nicht. Während die einen eine Differenz aufmachen und Planung als bedauerliche Notwendigkeit innerhalb eines nicht-heterosexuellen Paarkontexts beschreiben, die sich von einer »natürlichen« Reproduktion unterscheidet, stellen andere solche Grenzbeziehungen infrage. Sie heben Analogien zu heterosexueller Reproduktion hervor und verdeutlichen, dass auch diese nicht »einfach so passiert«, sondern mit Terminierungen und Entscheidungen wie dem Weglassen von Verhütungsmethoden verbunden ist. Sie ist dann gleichermaßen ein geplantes Tun und entscheidbares

»elterliches Projekt« (Boltanski 2007a), in das neben Subjekten und Körperflüssigkeiten Artefakte eingebunden sind.²⁰

Die zuletzt benannten Parallelen des Tuns haben bereits die praxistheoretischen Ansätze des *doing family* herausgearbeitet, darunter im deutschsprachigen Raum besonders instruktiv Cornelia Schadler (2013): Sie zeigt, wie viel auch heterosexuelle Paare »machen«, wenn sie Eltern werden. Zugleich geht in den bisherigen konzeptionellen und empirischen Auseinandersetzungen oftmals die Ebene struktureller Ungleichheiten verloren, die die Routen der Reproduktion der Paare sowie die reproduktive Praxis in einem wesentlichen Maße mitbestimmen und teils kreative Aneignungen erfordern. Ausdruck dieser strukturellen Ungleichheiten ist unter anderem der prekäre Zugang nicht-heterosexueller und/oder trans*- bzw. inter*geschlechtlicher sowie alleinstehender Personen zu reproduktionsmedizinischen Behandlungen (vgl. Kap. 4 und 8). Die Paare reflektierten unter anderem aus diesem Grund auch über Wege jenseits des biologisch eigenen Kindes, wie Adoption und Pflegschaft, womit ich zum vierten bedeutsamen Aushandlungsmoment im Kontext des Reproduktiv-Werdens gelange.

5.1.4 Adoption und Pflegschaft – Alternativen zum leiblichen Kind?

Joke Janssen stellt in dem Beitrag *In meinem Namen. Eine trans*/queere Perspektive auf Elternschaft* eine Frage, die auch die von mir interviewten Personen auf dem Weg zu einem Leben mit Kind umtrieb: »Wem wird erlaubt, nicht selbst geborene oder gezeugte Kinder aufzunehmen?« (Janssen 2016: 152). In Kapitel vier bin ich bereits ausführlich darauf eingegangen, inwiefern der Zugang zu Reproduktionstechnologien hetero- und cisnormativ reguliert ist und sich zusätzlich durch klassistische, rassistische, gesundheits- und altersbezogene Ausschlüsse auszeichnet. Dies trifft auch auf alternative Wege zum Kind wie Adoption und Pflegschaft zu.

Im Rahmen der Entscheidung für ein leibliches Kind wurden von den interviewten Adoption und Pflegschaft als mögliche alternative Wege, mit Kind zu leben, verhandelt. Zum Zeitpunkt der Planung ihrer Elternschaft gab es in Deutschland noch nicht die Möglichkeit, als gleichgeschlechtliches Paar gemeinsam rechtliche Verantwortung für ein Adoptivkind zu übernehmen. Erst nachdem das Bundesverfassungsgericht im Februar 2013 das Verbot der Sukzessivadoption für gleichgeschlechtliche Paare für verfassungswidrig erklärt hatte, ergab sich – ab 2014 dann auch per Gesetzeserlass – die Möglichkeit einer Sukzessivadoption. Ein

20 Hirschauer et al. formulieren unter Rückgriff auf Burkart (2002) aus praxistheoretischer Perspektive eine Kritik an der Ungenauigkeit der Planungsmetapher und an einer Idee von Elternschaft als Entscheidung (vgl. Hirschauer et al. 2014: 27ff.). Eine weitere, ebenfalls praxeologisch orientierte Kritik von *Rational-Choice*-Ansätzen findet sich bei Heimerl/Hofmann 2016 (für eine differenzierte Auseinandersetzung siehe Kap. 8).

von einem Elternteil adoptiertes Kind konnte seitdem von PartnerInnen sukzessiv adoptiert werden.²¹

Neben dieser rechtlichen Einschränkung, die lediglich das Adoptionsverfahren betrifft, gilt für Pflegschaft und Adoption gleichermaßen, dass in den Verfahren die Bewertung von Eltern als »geeignet« oder »ungeeignet« im Ermessen der örtlich zuständigen Ämter für Kinder, Jugend und Familie und insbesondere des der jeweiligen Sachbearbeitenden liegt. Heteronormative Bilder der Sachbearbeitenden von Elternschaft beschränkten teils die Zugänge, wie die befragten psychosozialen Beraterinnen berichten. Darüber hinaus werden sowohl bei Adoptions- als auch Pflegschaftsverfahren in der Regel die Wünsche der Herkunftseltern in die Auswahl der Adoptiv- und Pflegeeltern einbezogen. Hierbei wird unter anderem erfragt, ob sie das Kind bei nicht-heterosexuellen Einzelpersonen oder Paaren aufwachsen lassen möchten, wie eine der interviewten Beraterinnen von LSBTIQ mit Kinderwunsch erzählt:

»Selbst wenn das Jugendamt, ich sag jetzt mal, progressiv ist, heißt das noch lange nicht, dass eine Adoption oder Pflegschaft klappt. Die Herkunftseltern haben, wenn die Adoption nicht aufgrund triftiger Gründe gegen ihren Willen gerichtlich durchgesetzt wird, ein Mitspracherecht, ob sie das Kind in eine bestimmte Elternkonstellation geben möchten. Wenn sie Vorurteile gegenüber Lesben und Schwulen haben, dann haben die auch keine Chance auf eine Vermittlung.« (Expert*inneninterview PYZ 5, 233-237)

Vor dem Hintergrund dieser unterschiedlichen Hürden trafen die Interviewten ihre Reproduktionsentscheidungen und verhandelten die Themen Pflegschaft und Adoption. Gegenstand ihrer Aushandlungen waren insbesondere sozioökonomische Bedingungen für die Annahme eines Kindes, die zu dieser Zeit bestehende Rechtslage, affektive Dimensionen wie das Erleben von Schwangerschaft und Geburt sowie Verlustängste und daraus resultierende Bedürfnisse nach Sicherheit und Kontrolle.

So knüpfen beispielsweise Stefanie und Martina Kaiser in ihrer Begründung für ein leibliches Kind und gegen Pflegschaft bzw. Adoption an die benachteiligende rechtliche Lage für nicht-heterosexuelle Paare an und benennen weitere Ausschlussmomente:

»Ja, wenn wir dürften [adoptieren, A.d.V.], würden wir sofort, also dann hätten wir uns diesen Aufwand geschenkt, wir hätten sofort-. Also ich meine, gut, wahrscheinlich hätten wir die Kriterien nicht erfüllt mit unserem schmalen Budget, aber (lacht) wir hätten das sofort gemacht. Es war für uns überhaupt keine Frage,

21 Mit der Einführung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare ist seit 2017 die gemeinschaftliche Adoption durch lesbische oder schwule Paare möglich (vgl. Kap. 8).

ob leiblich oder nicht. Also es war überhaupt Sache, irgendwie ein Kind zu haben, also das war- [...] es ist einfach so, dass wir die Kriterien nicht erfüllen. Ich glaube, irgendwie einer muss da zu Hause bleiben und irgendwie-, oder auch ein bisschen und-. Also ich studiere jetzt wieder, also ich habe jetzt noch mal ein zweites Studium begonnen. Das ist-, nee, das wäre finanziell nicht gegangen.« (SK 10, 443-454)

Stefanie und Martina Kaiser ging es primär darum, ein Kind zu haben. Der Wunsch nach einer leiblichen Verwandtschaftsbeziehung war Stefanie Kaisers Aussage nach nicht von Bedeutung. Die strukturellen Bedingungen jedoch, in die Pflegschaft und Adoption als Verfahren eingebunden sind, spielten für die Entscheidung der Kaisers auf zwei Ebenen eine Rolle: Zum einen stellt Stefanie Kaiser implizit auf die rechtliche Ebene bezugnehmend fest, dass sie als Paar gar nicht adoptieren dürfen. Zum anderen erfüllten sie – zumindest ihrer Vermutung nach – die formalen Bedingungen für eine Befürwortung nicht (ausreichendes Einkommen, gefestigte berufliche Lebenssituation, garantierte Betreuung durch einen Elternteil). Sie thematisiert somit ihre Klassenzugehörigkeit und es wird deutlich, dass ökonomische Verhältnisse die potentiell verfügbaren Wege zum Kind entscheidend mitbestimmen.

Auch Mathilda Fischer hebt hervor, dass sie eine Pflegschaft durchaus in Erwägung gezogen hatte, aber ihrer Vermutung nach an den erforderlichen Kriterien gescheitert wäre:

»Und ich habe auch immer drüber nachgedacht, [...] dass wir ein behindertes Kind als Pflegekind nehmen, aber da haben wir einfach nicht die finanziellen-. Also ich glaube, da ist es wirklich dann so, dass einer zu Hause bleiben muss und nur noch einer arbeiten kann, und da war[en] jetzt bei uns so die Bedingungen einfach nicht da. Aber das wäre auf jeden Fall auch was, was ich-, also was jetzt nicht total abwegig wäre.« (MF 5, 229-233)

Neben der ökonomischen Ebene spielten in den Überlegungen der Paare aber auch affektive Dimensionen wie Verlustängste eine Rolle. So hat die anfangs zitierte Stefanie Kaiser angemerkt, dass sie die im Falle von Pflegschaft mögliche Rückführung des Kindes in die Herkunftsfamilie als verunsichernd empfindet: »Also ich glaube, da ist dann dieser Aspekt, dass das Kind dann irgendwann wieder weg ist. Das hätte mich, glaube ich, sehr gestört« (SK 10, 459-461). Sie führt aus, dass diese Möglichkeit in ihr Ängste hervorrufe. Ähnlich fassen es einige weitere Interviewte. Darunter auch Alexa Fritsch: »[...] also Pflegschaft wird, glaube ich, könnte ich nicht (.). Das wäre mir zu-. Adoption wäre wieder was anderes, aber das Thema Pflegschaft wäre mir zu unsicher« (AF 4, 167-169). Dies habe ihre Entscheidung für ein leibliches Kind bestärkt, da sie in dem Fall nicht das Risiko eingehe, »dass das Kind [...] weggenommen wird« (AF 4, 172-173).

Hinzu kommen Sicherheits- und Kontrollbedürfnisse der Interviewten hinsichtlich der pränatalen und frühkindlichen Entwicklung, die sich an Gesundheitsnormen orientieren. Bezüglich der frühkindlichen Phase, die für die Annehmenden oftmals eine Art ›Blackbox‹ darstellt, gilt die größte Sorge einem möglichen Alkoholabusus der Person, die das Kind geboren hat, sowie ein daraus resultierendes Fetales Alkoholsyndrom.²² Immer wieder artikulierten sie auch Ängste vor möglichen Folgen frühkindlicher Erfahrungen von Gewalt, Vernachlässigung und sexuellem Missbrauch. Die vielfältigen Begründungen, warum die Interviewten Wege zu Adoption und Pflegschaft letztlich nicht einschlugen, können ergänzend als Rationalisierungen interpretiert werden, die den Wunsch nach einem leiblichen Kind möglicherweise legitimieren sollen. So könnte bspw. die Thematisierung des schwierigen Adoptionsverfahrens unbewusst auch dazu dienen, den Wunsch nach einem ›eigenen‹ Kind zu rechtfertigen.

Viele Interviewpartnerinnen* rekurrten zudem auf die Erfahrungen von Schwangerschaft und Geburt als wesentliche Motive für ein leibliches Kind. Am Beispiel von Isabell Schmitz zeigt sich, dass diese Erfahrung perspektivisch auch ergänzt werden könnte um eine Variante der Pflegeelternschaft:

»In meinem perfekten Familienkopfmodell hatte ich immer so die Traum-wunschvorstellung, ich möchte auf jeden Fall ein leibliches Kind haben, um einfach mal eine Schwangerschaft erlebt zu haben und die Geburt, einfach so das für mich, ein leibliches Kind. Und dann würde ich ganz gerne anderen Kindern die Möglichkeit auf eine schöne Familie geben, also dann hätte ich gerne Pflegekinder [...] also so ein Kurzzeitpflegekind, also kein Langzeitpflegekind, sondern wirklich nur Kurzzeitpflege, weil die Mama ins Krankenhaus muss und sich nicht ums Kind kümmern kann oder auf Kur, keine Ahnung, oder irgendwie so, wo dann das Kind zwei, drei Wochen bei uns ist oder sowas.« (ISch 11f., 524-542)

Andere heben das Begleiten des Kindes von Beginn an als erstrebenswert hervor, welches sich nur über eine Schwangerschaft verwirklichen lässt, begründen es aber nicht über leibliche Aspekte. Miriam und Diana Lange etwa schließen eine Adoption nicht aus, sehen diese aber als sekundäre Option zum leiblichen Kind an. Sie erzählen:

22 Das Fetale Alkoholsyndrom (FAS) beschreibt eine Vielzahl an Schädigungen des Kindes, die durch Alkoholkonsum des austragenden Elternteils während der Schwangerschaft entstehen können und verschiedene Folgen haben, darunter körperliche Beeinträchtigungen oder auch kognitive und verhaltensbezogene Einschränkungen des Kindes. Der Diskurs rund um Alkoholkonsum während der Schwangerschaft ist aus einer medikalisierungskritischen Perspektive zugleich als Instrument der Disziplinierung von Personen, die ein Kind austragen, zu begreifen. Zum Aufstieg des Risikokonzepts und der Verschärfung von Regeln des Gesundheitsverhaltens Schwangerer in den 1970er und 1980er Jahren siehe Malich 2017: 303.

ML: »Wenn es jetzt nicht geklappt hätte [leiblich, A.d.V.] und wir ein Kind adoptiert hätten, wären wir genauso glücklich geworden.«

DL: »Bestimmt, ja.«

ML: »Das ist halt nur einfach-, es ist schon schön auch, und das haben wir uns auch vorher schon gedacht, diese Schwangerschaft auch schon mit dem Kind, weil das Kind ja irgendwie auch schon-, war das ja auch schon-, ja, dass man das halt auch schon hat. Und das wollten wir schon, also das-, das war, glaube ich, eher so der Grund, jetzt gar nicht, dass eine unbedingt schwanger sein wollte.« (ML+DL 5, 207-214)

Die Passage zeigt, dass es ihnen bei dem Wunsch nach einem »eigenen Kind« nicht um eine Präferenz biologischer Verwandtschaftsbeziehungen oder körperlicher Schwangerschaftserfahrungen gegenüber Adoption und Pflegschaft ging. Im Vordergrund stehen vielmehr das affektive Erleben und die Möglichkeit, ein Kind bereits pränatal zu begleiten und es zu *haben* (»dass man das halt auch schon hat«), worin sich sowohl das Motiv des Besitzens (das »eigene« Kind)²³ als auch der Wunsch nach Unabhängigkeit von staatlichen Institutionen sowie familialen Herkunftssystemen widerspiegeln. Hier zeigt sich Verwandtschaft als auf Logiken des Eigentums beruhend. Ebenso wird die staatliche Macht in Bezug auf Zu- und Aberkennung von Elternschaft deutlich.

Mit Blick auf das gesamte Sample ist herauszustellen, dass sich knapp die Hälfte der Interviewten von familienbezogenen Beratungszentren und/oder den Adoptionsstellen der Jugendämter bzw. von Pflegekinderdiensten hat beraten lassen, um eine Entscheidung über den Weg zum Kind zu treffen. Bei den übrigen Interviewten basierte die Entscheidung darauf, was sie über Zugangsvoraussetzungen zu und Erfahrungen mit Adoption und Pflegschaft gehört hatten. Alle verhandelten sie als mögliche Wege zum Kind, stuften sie aber aufgrund rechtlicher Ausschlüsse und Heteronormativität als zu hürdenreich und zu schwer realisierbar ein. Darüber hinaus thematisierten einige, dass diese öffentliche, staatlich regulierte Form der Familie selbst bei einer positiven Beurteilung und Vermittlung eines Kindes Anpassungsleistungen erforderlich mache, die eine Belastung darstellen können: etwa das Einschreiben in elterliche Rollen und Positionierungen, die sich möglichst reibungslos in Geschlechternormen sowie heteronormative Beziehungsmodelle einordnen lassen.

Zwei Aspekte von Pflegefamilien benennt Joke Janssen auf Jasper Nicolaisen (2013) bezugnehmend als potentiell queerende Potentiale aus einer trans*/queeren Perspektive auf Elternschaft: die Ablösung der Elternschaft von der Idee eines

23 Zum Verständnis von Elternschaft als Autor*innenschaft im euro-amerikanischen Raum siehe Strathern 2005: 50-78.

»Besitzanspruchs« von Sorgetragenden gegenüber ihrem Kind und die temporale Fragilität. Pflegeverhältnisse starten oft abrupt und können auch unvermittelt beendet werden (vgl. Janssen 2016: 155f.). Pflegefamilien erfordern folglich immer wieder aufs Neue Aushandlungen. Universalistische, essentialisierende und statische Ideen von Verwandtschaft und Familie werden durchkreuzt und die Gestaltungsnotwendigkeit sowie die Prozesshaftigkeit und Unabgeschlossenheit von Verwandtschaft, die allen Formen von Familien innewohnen, besonders deutlich. Insbesondere die Fragilität haben jedoch einige der interviewten Paare als unerwünscht markiert. Sie versuchten, über die leibliche Verbindung mindestens einer der beiden Personen zum Kind eine Unauflösbarkeit und Kontinuität des Verwandtschaftsverhältnisses abzusichern.

Als potentiellen Vorteil der Wege Pflegschaft und Adoption stellten mehrere Interviewte die mögliche Vermeidung asymmetrischer biologischer Bindungen des lesbischen/queeren Paares zum Kind heraus. Trotzdem entschieden sich alle Interviewten dafür, ein Mosaik aus biologischer, sozialer und rechtlicher Verwandtschaft zu bilden und eine Samenspende zu nutzen. Damit stand auch die Frage im Raum, wer von beiden leiblicher Elternteil des Kindes wird. Anhand welcher Parameter sie die Entscheidung über die Trageelternschaft trafen, skizziere ich im Folgenden.

5.1.5 Die Entscheidung darüber, wer das Kind austrägt

Für den Großteil der Paare war die Entscheidung darüber, welche der Partnerinnen* das Kind austrägt, langwierig und von vielfältigen Überlegungen begleitet. In der Gesamtschau der Interviews zeigt sich erstens, dass die Entscheidung über die Trageelternschaft von den meisten pragmatisch über die Abwägung der jeweiligen beruflichen Situationen mit dem Fokus der einfacheren Möglichkeit der Unterbrechung der Erwerbsarbeit oder Ausbildung begründet wurde.

Eines der Paare, das die Entscheidung pragmatisch begründet, sind Nicola und Christine Becker. Nicola Becker berichtet über ihre intensiven Aushandlungen:

»Wie man es macht, das war bis zum Ende ein großes Thema. Wir haben bestimmt anderthalb Jahre drüber diskutiert, wie wir das jetzt machen werden, und dann eben auch, wer anfängt, weil für uns auch klar war, dass beide eben selbst ein Kind austragen wollen, wenn es denn möglich ist. Und wer dann anfängt, wie es geschickter passt.« (NB 1, 33-37)

Die Entscheidung über die Trageelternschaft hat bei Nicola Becker und ihrer Partnerin Christine viel Zeit in Anspruch genommen und einen intensiven Aushandlungsprozess bedeutet: Gegenstand war nicht, ob beide austragen, sondern wann wer austrägt. Für beide stand fest, dass sie die leibliche Erfahrung einer Schwangerschaft machen wollten. Die Entscheidung, wer von beiden zuerst gebärt, beruh-

te schließlich auf pragmatischen Gründen. Bei Nicola Becker passte es »beruflich besser rein« (NB 7, 313). Christine Becker befand sich zu dieser Zeit noch in einer Ausbildung, deren Unterbrechung schwierig gewesen wäre. Nicola Becker wiederum plante, sich selbstständig zu machen, war aber noch in einem Angestelltenverhältnis. Vor diesem Hintergrund bot es sich »natürlich an, schwanger zu werden, [...] Also das war sehr geschickt« (NB 7, 317-318), wie sie berichtet.

Ein zweites Motiv in den Aushandlungen über das Austragen des Kindes waren geschlechtliche Selbstpositionierungen der Interviewten: Einige beschreiben eine Schwangerschaft als nur schwer mit ihrem (meist androgynen) Körperbild vereinbar. So berichten Sophie Leitner und Manon Roux, dass Sophie Leitner sich bereits in ihrer Jugend als schwanger imaginiert habe, während dies sich bei Manon Roux anders darstellte, wie Sophie Leitner die Antwort von Manon Roux aus dem Französischen übersetzt:

»Also wenn Manon sich überlegt, als Jugendliche hat Manon sich immer Kinder gewünscht, hat sich aber kein einziges Mal vorgestellt, schwanger zu sein. Und die Kinder waren dann einfach plötzlich irgendwie da, also in ihrer Vorstellung, in ihrem Bild von der Zukunft« (SL übersetzt Antwort von MR 7, 298-301).

Bezüglich der geschlechtlichen Identität verortete sich Manon Roux seit der Pubertät als »androgyn« – für sien²⁴ passte dies nicht mit einem schwangeren Körper zusammen. Mit Kindern leben stellte sich Manon Roux von Beginn an als abkoppelbar von der Übernahme einer leiblichen Elternschaft vor. Gemeinsam realisierten Sophie Leitner und Manon Roux diesen Entwurf auch.

Eine andere Interviewpartnerin, Bentje Hirsch, macht deutlich, dass sie sich gar keiner spezifischen (Geschlechter-)Rolle zuordne, sich das Austragen eines Kindes aber nicht habe vorstellen können: »[...] erstens muss ich ganz ehrlich zugeben, sehe ich mich nicht als schwangere Frau, also das geht-. Also ich sage so, wir leben hier überhaupt keine Rollen oder irgend so was, aber ich kann mir das für mich nicht vorstellen« (BH 12, 509-512).

Ein drittes Motiv stellen divergierende Lebensentwürfe dar: Im Fall von Isabell Schmitz und ihrer Partnerin fiel die Entscheidung über das Gebären des Kindes auf Basis der unterschiedlichen Haltung der beiden dazu, ob sie Eltern sein wollen oder nicht. Während Isabell Schmitz sich wünschte, Mutter zu werden, wollte ihre Partnerin zunächst am liebsten kinderlos bleiben. Sie entkoppelten deshalb in der Projektierungsphase Paarbeziehung und Elternschaft. Isabell Schmitz suchte sich einen privaten Samenspender mit rechtlicher, finanzieller und sozialer Vaterposition.

24 Es handelt sich hierbei um das deklinierte, geschlechtsneutrale Pronomen »sier«. Zur Verhandlung von Geschlecht bei Manon Roux und der sprachlichen Darstellung mit Hilfe des nicht-binären Pronomens »sier« in dieser Studie siehe ausführlicher Kap. 7.

Viertens spielten alters- und gesundheitsbezogene Aspekte eine Rolle: In einigen Fällen kam bei einer der Partnerinnen* keine Schwangerschaft zustande. Manchmal sollte die ältere Partnerin das erste Kind austragen. In anderen Fällen war eine Schwangerschaft aus gesundheitlichen Gründen (etwa chronischen Erkrankungen, Vorerkrankungen) oder aufgrund altersbedingter Unfruchtbarkeit gar keine Option.

Fünftens stand in einigen Fällen bei einem zweiten Kind bereits fest, wer das Kind austrägt, wenn ein Tausch innerhalb der Paarkonstellation als erstrebenswert bzw. nicht erstrebenswert galt. Die Motivation für einen Tausch war meist, eine Egalisierung der Mutterschaften bzw. Elternschaften zu erreichen (vgl. hierzu 5.3). Umgekehrt konnte die Entscheidung, die Rolle des austragenden Elternteils bei einem zweiten Kind nicht zu tauschen, durch eine Angst vor Spaltung und Konkurrenz begründet sein und das Ziel verfolgen, eine Egalisierung der Beziehungen innerhalb des familialen Systems zu erreichen. Ein Beispiel dafür sind Elisa und Helene Hofmann. Elisa Hofmann hatte sich entschieden, auch das zweite Kind zur Welt zu bringen, und berichtet bezüglich ihrer Motivation im Interview:

»[...] für mich ist es eigentlich jetzt so die Ideal-, also ich werde gerne noch mal ein zweites Mal schwanger. Ich finde es-, auch für unsere Familie, habe ich das Gefühl, es macht uns ruhiger. Ich hatte total Schiss-, ich hatte schon ein bisschen Schiss davor, wenn das andere Kind von Helene ist, also (.) wir so von unseren Herkunftsfamilien-. Sie kommt aus einer sehr bildungsorientierten Familie mit langer Generation schon Akademiker, ich komme aus so einer Aufsteiger-, sozusagen Großeltern waren noch Bauern und meine Eltern und so weiter. Und deswegen haben wir schon immer wieder, weil wir anders sozialisiert sind, schon so ein Thema [...]. Und da hatte ich schon so ein bisschen Schiss vor dem Thema, wenn wir jetzt die Kinder, sozusagen dass dann doch so ein Thema aufkommt, mein Kind, dein Kind und welches geht jetzt bildungsorientierter den besten Weg. Also da habe ich einfach Schiss, aber trotzdem war es für mich so, wenn sie einen leiblichen Kinderwunsch hat, dann hätte das für mich Vorrang vor meinen Ängsten.«
(EH 10, 447-461)

In Elisa Hofmanns Erzählung tritt die Relevanz der Kategorie Klasse zutage: Die unterschiedlichen Milieuzugehörigkeiten der Partnerinnen rufen in Elisa Hofmann Ängste des (sozialen) Vergleichs zwischen den Kindern auf, was sie am Merkmal der Bildungsorientierung bemisst. Dass sie mit beiden Kindern leiblich verwandt ist, bringt ›Ruhe‹ in den Familienentwurf – die Möglichkeit und Gefahr des Vergleichs und der binären Zuordnung zu den leiblichen Elternteilen ist hierdurch gebannt. Hinzu kam ihrer Schilderung zufolge, dass Helene Hofmann keinen großen Wunsch hatte, schwanger zu werden. Wäre dem anders gewesen, so hätte dies für Elisa Hofmann mehr Gewicht gehabt und Helene hätte das zweite Kind gebären können.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass bei der Entscheidung über die Frage, wer das Kind austrägt, ökonomisch-pragmatische Aspekte und Planungsbestrebungen des beruflichen Werdegangs, geschlechtliche Selbstbilder, divergierende Lebensentwürfe, gesundheits- und altersbezogene Faktoren sowie Egalisierungsbestrebungen der innerfamilialen Beziehungen eine Rolle spielten. Vergleichbare Begründungsmuster machen auch weitere Studien aus: So identifizieren andere Autor*innen ebenfalls den manchmal nur einseitig ausgeprägten Wunsch nach dem Erleben einer Schwangerschaft, das Alter zur Festlegung der Reihenfolge sowie ökonomische Aspekte und Beschäftigungsverhältnisse als ausschlaggebend (vgl. etwa Reimann 1997: 163; Chabot/Ames 2004: 353; Bergold/Buschner/Haag 2015: 174ff.). Jennifer Chabot und Barbara Ames stellen als ergänzenden relevanten Faktor heraus, ob das Outing der Interviewten bei ihrer Herkunftsfamilie schon erfolgt ist (vgl. Chabot/Ames 2004: 353). Außerdem verdeutlicht ein Beispiel dieser Arbeit exemplarisch, dass mit (unterschiedlicher) Milieuzugehörigkeit die Angst vor Spaltung und Konkurrenz auf der Elternebene verbunden sein kann, die ebenfalls relevant ist für die Entscheidung, ob das Austragen von zwei (oder mehr) Kindern untereinander aufgeteilt werden soll. Andere wünschten einen Wechsel der Position des austragenden Elternteils vom ersten zum zweiten Kind, um hierdurch einen Ausgleich zwischen ihren leiblichen und nicht-leiblichen Verwandtschaftsverhältnissen zu erreichen (vgl. hierzu auch Ben-Ari/Livni 2006: 529). Oftmals beabsichtigten sie in diesem Fall, denselben Samenspender zu nutzen, um ein bio-genetisches Band zu weben innerhalb der Eltern-Kind-Beziehungen (vgl. hierzu auch Nordqvist 2012: 652).

Ich habe insgesamt fünf wichtige Aushandlungsfelder im Prozess des Reproduktiv-Werdens herausgearbeitet, darunter das biografische Ereignis des Coming-outs als lesbisch/queer sowie die Verhandlung von Fragen der (Il-)Legitimität nicht-heterosexueller Elternschaft. Diese Aushandlungsmomente können als ›doppeltes Coming-out‹ gefasst werden: als lesbisch/queer *und* als legitime, nicht repronormative *mother-to-be* (bzw. *parent-to-be*). Hinzu kommen die Verhandlungen von Planungserfordernissen sowie von Alternativen zum leiblichen Kind und schließlich die Entscheidung über die Frage, wer das Kind austrägt. Als ein mit diesen Aushandlungsmomenten verknüpft Feld ist ergänzend die Entscheidung für die Nutzung einer Samenspende und die Samenspenderwahl zu nennen, auf die ich jedoch erst in Kapitel sechs näher eingehen werde. Der nächste Abschnitt widmet sich der Frage, wie die lesbischen und queeren Paare ›Kinder machen‹ und welche bio-sozio-materiellen Bezüge sie dabei herstellen.

5.2 Kinder machen: lesbisch-queere Zeugungsakte

»Von daher war dieser Prozess schon so ein bisschen lustig auch, weil ich dann echt so eine Brille aufgesetzt habe und Handschuhe an [...]. Und dann haben wir dieses Deckelchen aufgemacht und haben mit irgendwas gerechnet, sei es eine Dampfwolke-. Ich hatte noch kurz überlegt, ob wir auf den Balkon gehen, falls da jetzt irgend so eine Megaexplosion ist. So dann standen wir da irgendwie, Deckel auf, dann kam so ein leichter Hauch von dieser Kälte eben und das war es dann. Und dann waren wir schon so, mussten halt auch die ganze Zeit ein bisschen kichern, weil wir halt so in voller Montur und dann kommt da eigentlich nichts.«
(AD 9, 418-425)

Was zunächst klingt wie ein Bericht über ein wider Erwarten glimpflich verlaufendes chemisches Experiment, ist eine Passage aus einem Interview mit einem lesbischen Paar über die von ihnen selbst durchgeführte Insemination mit Spendersamen, die ein UPS-Bote ihnen am Hauseingang überreicht hat. Eine Woche vor dem Eisprung hatten sie die Bestellung über das Internetportal einer ausländischen Samenbank aufgegeben. Sie entnahmen einen mit Sperma gefüllten Halm aus dem Stickstoffbehälter, tauten die Samenspende zehn Minuten auf, füllten sie in einen sterilen Becher um, zogen sie auf eine Spritze auf und führten die Insemination durch. Diese Prozedur wiederholten sie rund um den Eisprung noch zweimal, um ihre Chancen auf eine Schwangerschaft zu erhöhen.

Die Körper zweier Frauen*, Spritzen, Portiokappen, Becher, Spender, Samenspenden, Stickstoffbehälter, Kurierdienstbot*innen, über das Internet, Bücher oder Gespräche generiertes Wissen, Eisprungmessgeräte und Schwangerschaftstests – all dies kann beteiligt sein am Prozess des Elternwerdens und Kinder-Machens auf dem Feld lesbischer und queerer Reproduktion. Sie sind Akteur*innen und Aktanten in ontologischen Choreografien (Thompson 2005). Anhand von vier Fallbeispielen beleuchte ich im Folgenden, wie die Interviewten die Inseminationen ausgestalten: Welche Deutungen und Praktiken von Reproduktion lassen sich rekonstruieren? Welche (Neu-)Arrangements von Geschlecht, Körpern und biologischen Substanzen nehmen sie vor? Inwiefern artikulieren und disartikulieren sie hierbei Verwandtschaftsbeziehungen? Die vier Fallbeispiele habe ich ausgewählt, da sie unterschiedliche Zugänge und Wege zur Reproduktion repräsentieren: Die Paare nutzten neben privaten auch über eine Samenbank erworbene Samenspenden und sowohl medizinische als auch nicht-medizinische Settings zur Insemination. Der Schwerpunkt der Fallauswahl liegt dabei auf selbst durchgeführten Inseminationen jenseits klinischer Settings, da diese bislang wenig beforscht sind.

5.2.1 Die Langes: aktiv am Zeugungsakt beteiligt sein

Miriam und Diana Lange, deren Kind zum Zeitpunkt des Interviews 15 Monate alt ist, haben die Insemination selbst durchgeführt. Um Elternschaft zu verwirklichen, nutzten sie die Samenspende eines privaten Spenders, den sie über ein Internet-Portal gefunden haben. Miriam Lange hat ihrer Partnerin Diana Lange die Samenspende im Schlafzimmer des Paares per Spritze injiziert. Sie betont, dass die aktive Aneignung der Insemination und Durchführung des Einspritzvorgangs für sie ganz entscheidend war, insbesondere für das Sich-verwandt-Machen als Elternteil des Kindes:

»[...] Aber trotzdem glaube ich, dass ich mich so auch ein bisschen mehr als Elternteil fühlen kann, weil ich so das Gefühl habe, dass ich-, ich habe ja das Sperma eingeführt sozusagen. Und ob das dann von mir war oder nicht, war eigentlich wurscht, aber ich habe es eingeführt. Und das finde ich schon einen guten Gedanken. [...] Ich habe so das Gefühl, ich habe das gut gemacht, deswegen hat es so schnell geklappt (Interviewende* und Interviewpartnerinnen lachen).« (ML 12, 523-530)

Akteurinnen und ihre Körper, Artefakte und biologische Substanzen spielen in dieser Szene zusammen, werden neu arrangiert und sind am *doing kinship* beteiligt: Der Samenspender tritt in Miriams Erzählung in seiner Beziehung zur Substanz Sperma in den Hintergrund. Das Sperma muss hierzu nicht einmal vom (Körper des) Spender(s) entkoppelt werden. Die mögliche (genealogische) Verbindung zum Spender wird nicht gezogen: Das Einführen des Spermas ist es, das Verwandtschaft begründet. Der Akt hat Vorrang vor der Substanz. Dies thematisiert Miriam Lange explizit, indem sie die Herkunft des Spermas als nebensächlich bezeichnet (»war eigentlich wurscht«). Durch die von ihr ausgeübte, über das technische Instrument der Spritze vermittelte Tätigkeit des Injizierens wird es in eine neue Beziehung zu ihrem eigenen Körper gesetzt. Miriam Lange macht sich hier die westliche visuelle Repräsentation des Samens als einer ablösbaren Substanz, deren Quelle in Zweifel stehen kann, und die damit einhergehende Möglichkeit der Nicht-Verknüpfung mit einer Person zunutze (vgl. Strathern 2019 [1991]: 130f.).

Wie bereits Sarah Franklin im Rahmen der IVF festgestellt hat, ist reproduktive Substanz nicht automatisch reproduktiv (vgl. Franklin 2013: 178). Erst im praktischen Zusammenspiel mit Akteur*innen und materiellen Komponenten kann sie diese Eigenschaft erlangen. Miriam Lange versteht das Einführen des Spermas als Initiation ihrer Elternschaft, wodurch eine Neutralisierung von Sperma als genealogischer Substanz erfolgt. Das Sperma wird zu einer frei flottierenden Substanz, die nicht nur von einem menschlichen Akteur, dem Spender, entkoppelt wird, sondern auch als genealogische Substanz entwertet wird, um im Kontext des Aufziehens durch eine Spritze und des Einspritzens zugeordnet werden zu können und

Elternschaft zu begründen. Die Kopräsenz von Subjekten, Artefakten und biologischer Substanz und die Praxis, in der sie intraagieren, bilden in diesem Moment elterliche Verwandtschaftsbande und nicht die Substanz als solche. Miriam Lange interpretiert damit ein in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorherrschendes Bild von Reproduktion neu, welches das gemeinsame Agieren in den Vordergrund stellt.²⁵

Darüber hinaus ergeben sich Rekonfigurationen auf der Ebene von Geschlecht: Im vorliegenden Beispiel wird das Sperma von einer vermeintlich ›natürlichen‹ geschlechtlichen Zuordnung gelöst und die zweigeschlechtliche Ordnung der Reproduktion und der an ihr beteiligten Körper und Substanzen herausgefordert: Miriam Lange lässt die Substanz Sperma im Zusammenspiel mit Artefakten reproduktiv werden, eignet sie sich an und löst sie von ihrer Zuordnung zu einem ›männlichen‹ Geschlechtskörper. Damit unterläuft sie die Idee von binären, natürlich gegebenen Geschlechtskörpern zugunsten unbestimmter, hybrider, unabgeschlossener und uneindeutiger Vorstellungen von Geschlecht und Reproduktion. Im Zuge von reproduktiven Praktiken werden Verknüpfungen hergestellt, die potentiell immer auch anders erfolgen könnten.

Mit Miriam Langes Aussage, es »gut« gemacht und dazu beigetragen zu haben, dass es so »schnell« ging, ruft sie schließlich männlich konnotierte Bilder von Aktivität und Potenz zur Beschreibung der Zeugung auf. Ihre Partnerin spielt in der Erzählung keine Rolle und wird unsichtbar. Diese Beschreibung korrespondiert mit modernen, heteronormativen Geschlechterbildern, die mit den naturwissenschaftlich-biologischen Beschreibungen im 18. Jahrhundert einhergingen. Jene Geschlechterbilder bedeuteten nicht nur eine Festschreibung der Geschlechterdifferenz, was die einzelnen Körperteile betraf (vgl. Honegger 1991; Laqueur 1992; Bublitz 2012), sondern auch eine Polarisierung von Geschlechtscharakteren. Der Mann wurde als autonomer Mensch konstruiert, die Frau als weibliche Sondernatur gedacht und die biologische Differenz durch hierarchisierende Zuschreibungen ergänzt wie aktiv vs. passiv, öffentlich vs. privat (vgl. Honegger 1991; Sarasin 1999: 445f.). Dies bedeutete auch, die männliche Position im Kontext der Zeugung als eine aktive zu markieren im Vergleich zum als passiv und empfangend gedachten weiblichen Körper.²⁶ Bis heute sind diese vergeschlechtlichten Bilder von Reproduktion wirkmächtig und spiegeln sich in dieser Passage wider. Findet jedoch

25 Ein solches herrschte, wie ich in der Einleitung des fünften Kapitels verdeutlicht habe, im 19. Jahrhundert sowohl als gesellschaftliches Narrativ als auch in der Medizin vor und wurde erst im Zuge der Generierung neuen zell- und entwicklungsbiologischen Wissens sowie der späteren Etablierung von Reproduktionstechnologien zunehmend von einem Fokus auf die Vereinigung biologischer Substanzen abgelöst (vgl. Arni 2008: 298ff.).

26 Siehe hierzu auch Winnick 2004 sowie zur heteronormativen, an Geschlechterstereotypen orientierten Konstruktion von Eizelle und Spermium insbesondere Martin 1991.

Berücksichtigung, dass eine Akteurin die als männlich markierte Rolle für sich beansprucht, kann diese Praxis auch als tradierte Bilder destabilisierend betrachtet werden: Der von Miriam Lange durchgeführte Akt des Einspritzens und dessen narrative Darstellung stellen nach meiner Lesart die Aneignung einer ›männlichen‹ Sprechweise und Positionierung dar, die ein Abarbeiten an tradierten Bildern, ein Loslösen von ›Aktivität‹ von der Zuordnung zu Männlichkeit und damit von einer starren Geschlechterordnung bedeutet. Es handelt sich insgesamt um eine Aushandlung, die tradierte Geschlechterbilder aufgreift und zugleich die Unabgeschlossenheit, Fluidität und Relationalität des Geschlechtskörpers im reproduktiven Prozess betont und eine Umdeutung ermöglicht.

5.2.2 Die Diehls: »Bisschen absurd und wenig erotisch« – Zeugen als gemeinsames Tun

Die Idee eines lesbischen Zeugungsakts artikuliert auch das bereits im Kapitel 5.1.3 zitierte Paar, Anna und Eva Diehl. Sie haben eine Samenspende von einer Samenbank aus dem europäischen Ausland erworben, diese nach Hause liefern lassen und selbst inseminiert. Eva Diehl ist aktuell mit Zwillingen schwanger, Anna Diehl hat die Insemination durchgeführt. Eva Diehl erzählt:

»Man kann das [die Insemination durchführen, A.d.V.] theoretisch auch alleine, also es ist auch (AD: Ja) irgendwie überhaupt kein Problem. Aber abgesehen davon, dass es irgendwie praktischer ist, wenn es jemand anders macht, also, wenn man sich nicht selbst das initiiert- (AD: Injiziert), spritzt (beide lachen), dann-, also fand ich es auch, bei mir auch einfach wichtig, dass Anna diesen Part übernimmt (AD: Ja). Also ich weiß gar nicht, ob wir da vorher drüber gesprochen haben, vielleicht habe ich dich gefragt, ob du dir das vorstellen kannst, aber irgendwie war das auch klar, dass wir das zusammen machen. Und das ist mir auch im Nachhinein, merke ich, finde ich das wahnsinnig wichtig, dass Anna das war, dass Anna diese Kinder (lacht) gezeugt hat. Und dass es dadurch vom ersten-, von der ersten Sekunde das Leben dieser beiden kleinen Wichte, also, war das unsere gemeinsame Geschichte irgendwie. Und das hat auch was-, auch nach dreizehn Jahren Beziehung was unglaublich Verbindendes, finde ich, dass wir diese Erfahrung zusammen gemacht haben. Also die lustig war und ein bisschen absurd und wenig erotisch (lacht), wie es im Idealfall läuft, aber trotzdem einfach, ja, so sind sie gezeugt worden, und das verbindet uns und das verbindet uns mit den Kindern gemeinsam (AD: Ja).« (AD+ED 10, 454-467)

Eva Diehl beschreibt Reproduktion in dieser Passage als ein gemeinsames Tun. Es handelt sich in ihrer Schilderung um eine über das technische Instrument der Spritze vermittelte Reproduktionsweise, über die sich lesbische Zeugung verwirklichen und Verwandtschaft herstellen lässt. Für Eva Diehl hat ihre Partnerin die Kin-

der gezeugt. Als sie dies ausspricht, muss sie lachen. Ein Lachen könnte einerseits ein Ausdruck für eine gewisse Schambesetzung des Themas sein, andererseits aber auch einen Versuch darstellen, eine mögliche Irritation der Interviewerin* darüber vorwegzunehmen, dass Anna Diehl entgegen heteronormativer Reproduktionsnarrative eine Frau, die eine Spritze bedient, statt eines Mannes als Zeugende begreift.

Sowohl Anna Diehls Mutterschaft als auch eine gemeinsame Elternschaft konstituieren sich im Zuge des Inseminationsprozesses. Biologische Verwandtschaft, die zwischen ihnen asymmetrisch verteilt ist, tritt für Anna und Eva Diehl in den Hintergrund – der Akt der Insemination ist es, der sie beide bereits vorgeburtlich mit den Kindern verbindet. Die Selbstinseminationspraxis erlaubt ihnen eine Synchronisierung der Initiation ihrer Elternschaft (»von der ersten Sekunde« an) und ist konstitutiv für ihr Narrativ einer geteilten Elternschaft. Im letzten Satz nutzt Eva Diehl mit der Aussage »so sind sie gezeugt worden« eine Passivkonstruktion, die Raum für die Beteiligung beider Frauen lässt. So hebt sie in der Fortsetzung der Ausführungen dann auch die Verbindung zwischen ihnen als Paar und die gemeinsame Verbindung mit den Kindern hervor, die das Ereignis der Insemination kreiert hat. Zeugung wird entgegen hegemonialer Zeugungsnarrative nicht primär als biologisches Ereignis, bei dem Spermia und Eizelle sich vereinigen, sondern vorrangig als ein soziales beschrieben. Diese Deutung von Reproduktion stellt die Akteurinnen in den Vordergrund. Zugleich lässt die Passivkonstruktion auch einen Raum für Natur sowie Metaphysisches: In der Darstellung der Diehls finden sich Anklänge einer biblischen Geschichte der Schöpfung und Verbundenheit.

Der Spender tritt vollkommen in den Hintergrund und bleibt im Zeugungsnarrativ Eva Diehls unsichtbar. Das Spermia wiederum wird erwähnt, aber begrifflich nicht benannt, sondern lediglich mit dem Demonstrativpronomen »das« bezeichnet (»wenn man sich nicht selber das [...] spritzt«). Die Passage zeichnet sich folglich durch eine Entthematization des Spenders und eine Dethematisierung des Spermias aus. Hierüber erfolgt eine Neutralisierung von Spermia als genealogischer Substanz: Die Samenspende fungiert auch hier als noch unbestimmte reproduktive Substanz, die erst innerhalb der Inseminationssituation ihre Bedeutung und die Verknüpfung mit einem Subjekt, Anna Diehl, erhält, die es technisch vermittelt injiziert. Lediglich die beteiligten Subjekte und Artefakte sind in Eva Diehls Erzählung relevant zur Herstellung von Relationalität. Diese Refokussierung stellt ähnlich wie bei Miriam und Diana Lange eine Umdeutung von Reproduktion dar.²⁷

27 Derartige Umdeutungen sind notwendigerweise spannungsreich: Eva Diehl macht sich ebenso wie Miriam Lange im Zuge dieser Neuverschränkung die Vorstellung einer Loslösung des reproduktiven biologischen Materials vom Spender zunutze, die erst über den modernen biologischen Reproduktionsbegriff und seine Entkopplung von Subjekt und Substanz in dieser Form gedacht werden kann (vgl. Strathern 2019: 130f.).

An romantisierte und heteronormative Bilder von Reproduktion und Elternschaft knüpft wiederum das Ideal einer Verschränkung von Reproduktion und Sexualität an, das Eva Diehl im letzten Satz der Passage über die Bemerkung benennt, dass die Insemination »wenig erotisch« war, »wie es im Idealfall läuft«. Hierfür ist ihre reproduktive Praxis für sie zu »absurd« und hat humoristische Elemente – sie reicht an den implizit als heterosexuellen Geschlechtsverkehr imaginierten reproduktiven Akt nicht heran. Die Formulierung »Idealfall« deutet zugleich darauf hin, dass Erotik auch bei heterosexuellen Akten des Kinder-Machens oft nicht gegeben ist.

Als Ermöglichungsraum für die Entkopplung des Spermas ist zudem das Setting von Bedeutung: Die Unbestimmtheit der Substanz wird begünstigt durch die Art und Weise, wie sie es empfangen haben. Dies drückt sich im weiteren Verlauf in Eva Diehls Beschreibung des Moments aus, als das Sperma durch den UPS-Boten geliefert wurde: »Aber es war schon natürlich irgendwie so-, so ein wertvolles Gut, was da kam. Also es sah so harmlos aus (lacht), aber es war schon irgendwie klar, das ist vielleicht der Weg zum Kind, also was auch total abstrakt natürlich ist« (ED 11, 499-501). Die von Eva Diehl formulierte Abstraktheit, die sich sowohl auf die konkrete Zukunft mit Kind als auch die Substanz selbst beziehen lässt, die wertvoll, aber zugleich harmlos und letztlich noch unbestimmt erscheint, macht es möglich, die biologische Substanz anzueignen und innerhalb eines lesbischen Zeugungsnarrativs reproduktiv werden zu lassen. Die Substanz als solche ist unbeschrieben – ihr wohnt lediglich eine Potentialität inne, die sich in ihrer Aufladung als »wertvolles Gut« ausdrückt. Sie muss jedoch erst von Anna und Eva Diehl reproduktiv gemacht werden.

Im weiteren Verlauf des Interviews wird die Vorstellung von Verwandtschaft, die sich von biologistischen Verwandtschaftsdiskursen abgrenzt und den Herstellungscharakter von Reproduktion betont, konterkariert. Dann scheint wiederum die Idee der Zeugung als (auch) biologisches Ereignis auf, das eine Aufwertung gegenüber einer ausschließlich sozio-materiellen Relationalität erhält. Als »perfekte Variante« (EL 6, 267-268) lesbischer Reproduktion beschreibt Eva Diehl die Option der Eizellspende: Wenn Eva Diehl über die ROPA-Technologie²⁸ eine mit Spendersamen befruchtete Eizelle von Anna Diehl eingesetzt worden wäre und sie diese dann austragen würde, wäre es für sie »ein gemeinsames biologisches Kind« (ED 6, 270). Erst dann hätte »irgendwie jeder so richtig seinen Beitrag dazu geleistet« (AD 6, 286), ergänzt Anna Diehl. Reproduktion wird hier also primär über eine Form der biologischen Involviertheit verstanden – ob als eizellspendende oder austragende Mutter. Dieser Abschnitt verweist auf gleichzeitige Konstruktionen und Dekonstruktionen biologisierender Bilder von Reproduktion und Verwandtschaft durch die beiden Interviewten. Es handelt sich in ihrem Fall um situative

28 Siehe 4.2.

Be- und Entwertungen von Gameten als genealogische Substanzen. Während sich im Bedauern über die nicht erfolgte Eizellspende die dinghafte Repräsentation des Paares in biologischer Substanz (vgl. Arni 2008: 304) bzw. leiblicher Verbundenheit mit dieser spiegelt und eine Aufladung erfährt, erfolgt in der zuvor dargelegten Schilderung der praktizierten Insemination etwas, das Charis Thompson im Kontext der Nutzung von Reproduktionstechnologien als »strategic [...] socialization« (Thompson 2005: 13) bezeichnet hat: Das sozio-materielle Tun begründet hier generative Relationalität.

5.2.3 Die Webers: die Zeugung »natürlich [...] verpacken«

Ergänzend ziehe ich die Inseminationserzählung eines dritten Paares, Hanna und Lisa Weber, heran, in der Naturalisierung und Normalisierung, aber auch die kreative Umdeutung tradierter Skripte wichtige Elemente der Generierung eines lesbischen Zeugungsakts darstellen. Einerseits dienen die Vorstellung einer natürlichen (heterosexuellen) Reproduktion und deren romantisiertes Skript als Referenzpunkte. Andererseits zeigt ihr Beispiel, dass sich das »Natürliche« immer erst in Prozessen der Ko-Konstitution von Natur, Kultur und Technik herausbildet und von den beiden Akteurinnen eine Aneignung erfahren kann.

Hanna Weber ist die leibliche Mutter des gemeinsamen zweijährigen Kindes. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Lisa Weber mit dem zweiten Kind schwanger. Die Webers haben zwei verschiedene Spender genutzt und sich jeweils für die Variante der Selbstinsemination anstelle einer gynäkologischen Praxis entschieden. Hanna Weber erzählt in zwei Passagen des Interviews, warum das für sie wichtig war:

»Klar fand ich es schon auch netter, das einfach-, wir haben schon versucht, das so ein bisschen natürlich zu verpacken. Also wir haben auch versucht, das so mit-, irgendwie mit bisschen Sex einzuplanen (lacht) zwischen uns natürlich. Die Männer waren da immer komplett außen vor. [...] ja, dann liegst du halt kuschelig im Bett irgendwie, das ist ja-, das ist schon ein normaleres Gefühl so, als jetzt da beim Gynäkologen [...] wir haben dieses Kind zusammen gezeugt.« (HW 11, 564-571; 17, 903)

Hanna und Lisa Weber möchten ihre Reproduktionsweise mit Sexualität verknüpfen und wählen das eigene Schlafzimmer als Inseminationsort. Die Kopplung von Reproduktion und Sexualität und die Durchführung der Insemination im Schlafzimmer anstelle einer gynäkologischen Praxis dienen als Strategien der Normalisierung und Naturalisierung der Donogenen Insemination. Zugleich offenbart sich genau in diesem Moment der Konstruktionscharakter. Insbesondere ihre Redewendung »das so ein bisschen natürlich zu verpacken« zeigt, dass das »Natürliche« nicht einfach gegeben ist, sondern im Kontext der sozialen und technischen Praktiken produziert wird. Die beiden Frauen, das kuschelig hergerichtete Bett,

die Spritze, das Sperma und die die Insemination begleitende sexuelle Handlung sind Teil ihrer reproduktiven »ontological choreography« (Thompson 2005: 8), die sie als gemeinsamen Zeugungsakt gestalten und beschreiben.

Die Passage verdeutlicht, wie sich das »Natürliche« in Praktiken materialisiert. Die Webers vollziehen eine emanzipative Aneignung der heterosexuell und zweigeschlechtlich gefassten Zeugung und queeren diese. Zugleich drückt sich in diesem Zitat die Idee aus, dass es eine »originäre«, »natürliche« Reproduktion gäbe, die es zu reinszenieren gilt. Dies verweist auf eine Gleichzeitigkeit von Renaturalisierungen und Denaturalisierungen in den Praktiken der Webers: ein komplexes Zusammenspiel, in dem die Referenz auf Natürlichkeit letztlich Vorstellungen einer »natürlichen Reproduktion«, die nicht-heterosexuelle Paare lediglich nachahmen können, aufgreift. Zugleich stellen sie sowohl über die Idee der gemeinsamen Zeugung als auch über die Praxis der Insemination selbst eine dem Sozialen vorgängige, gegebene »Natur« der Reproduktion infrage, markieren sie als kulturell vermittelt und speisen so die Frage in den Diskurs ein, ob nicht jede Form der Reproduktion »natürlich verpackt« ist. Die von Charis Thompson für das Setting einer Reproduktionsklinik beschriebene, in Form einer »looping interaction« (ebd.: 142) erfolgende Ko-Konstitution von Geschlecht, Natur, Kultur und Technik ist auch auf die Selbstinsemination zu übertragen: In einer *looping interaction* werden sowohl Elemente tradierter sozialer Ordnungen als auch Innovationen produziert. Wandel und Persistenz vollziehen sich in einer paradoxen Verflechtung und sind letztlich auch nur miteinander möglich.

Darüber hinaus zeigt sich an diesem Beispiel, dass das Sich-verwandt-Machen im Zuge des reproduktiven Akts der Insemination auch Abgrenzungsarbeit darstellt. Mit der Anmerkung »die Männer waren da immer komplett außen vor« markiert Hanna Weber eine Abgrenzung auf der räumlichen, der sexuellen und der genealogischen Ebene: Die Männer waren jeweils nicht zugegen während der Insemination, Sexualität fand exklusiv zwischen den beiden Frauen statt und eine (rechtliche) Vaterschaft – bei gerichtlicher Feststellung unter anderem über das Zugehensein begründbar²⁹ – gar nicht erst ermöglicht: Ihre Partnerin Lisa und sie verstehen sich als elterliche Bezugspersonen, der Samenspender soll die Position eines Onkels einnehmen. In der Kommunikation nach außen im Kontext des Interviews scheint es erforderlich, diese Distanzierung gegenüber den Männern zu benennen, um weder Ideen eines sexuellen Aktes mit den Spendern noch Verwandtschaftsvermutungen auf der Elternebene zu befeuern.

29 BGB, § 1600d, Absatz 2: »Im Verfahren auf gerichtliche Feststellung der Vaterschaft wird als Vater vermutet, wer der Mutter während der Empfängniszeit beigeohnt hat. [...]« (Siehe https://www.gesetze-im-internet.de/bgb/_1600d.html, zuletzt abgerufen am 28.04.2021.)

5.2.4 Die Hofmanns: medizinisch assistiert zeugen und biologisch verbunden sein

Für ein paar Interviewte war nicht nur die Abwesenheit des Spenders bedeutsam. Sie beabsichtigten zusätzlich, über das reproduktionsmedizinische Setting und die dort vorhandenen Dinge, etwa Möbel oder technische Geräte, sowie die medizinischen Akteur*innen eine Distanz zu ihm zu generieren. Im Fall von Elisa und Helene Hofmann schlägt dieser Versuch einer Abgrenzung zum Spender und einer Aneignung des Kinder-Machens jedoch fehl. Eine Umdeutung von Reproduktion und der Substanz Sperma ist – zumindest der leiblichen Mutter – nicht möglich, wie die folgenden Interviewpassagen zeigen.

Elisa und Helene Hofmann haben sich für einen privaten Spender, Thomas Bug, entschieden, der regelmäßigen Kontakt zum Kind hat und auch als Vater bezeichnet wird, aber nicht Teil des alltäglichen Familienlebens ist. Für die Insemination nutzten sie die Assistenz eines Gynäkologen, der für die Behandlung lesbischer Paare offen war. Elisa begründet diesen Weg folgendermaßen:

»[...] und warum wir den Weg (.) Frauenarzt (.), weil wir noch mal gemerkt haben. Nee, wir haben da gern diesen professionellen Rahmen. Und wollen vielleicht auch wirklich tatsächlich auch diesen Akt [...], damit nicht direkt irgendwie mit ihm [dem Spender, A.d.V.] in Verbindung sein.« (EH 4, 188–191)

Der Inseminationsprozess sollte in Abwesenheit des Spenders stattfinden, um einen Abstand zwischen ihm und den beiden Frauen zu schaffen. Für sie erscheint, wie Elisa Hofmann weiter ausführt, das Setting einer Praxis geeignet dazu. Sie wünschte sich zudem ein Höchstmaß an Sterilität bezogen auf den Raum und die Gerätschaften. Diese Sicherheit sowie ein Gefühl der Professionalität, Rationalität und Neutralität vermittelten ihr sowohl die Möbel als auch die technische Ausstattung des Behandlungsraums: der gynäkologische Stuhl, das Ultraschallgerät, das Spekulum, der Katheter und die durch den Arzt betätigte Spritze. Hier zeigt sich auch die diskursiv wirkmächtige Vorstellung einer »emotionsneutrale[n] Medizin« (Rego 2019: 88), die für Elisa Hofmann zunächst ein geeignetes Setting zur Disartikulation von Relationalitäten zum Spender darstellt.

Ihre Partnerin, Helene Hofmann, begleitete sie dann auch zum Inseminationstermin. Eine Entkopplung des Spenders und Vaters von der Substanz Sperma gelingt Elisa Hofmann trotz der strategischen Verlagerung des Reproduktionsprozesses in ein medizinisches Setting jedoch nicht. In einer späteren Passage führt sie aus, dass sie das Sich-verwandt-Machen als Eltern (auch) als Vereinigung biologischer Substanzen fasst:

»[...] in Bezug auf den Vater [ist es so], dass mir schon manchmal durch den Kopf geht, hey, ich habe da-, mit so einem Typen habe ich jetzt ein Kind. Also schon so

dieses, hey, die Hälfte von Thomas, von dem Vater, ist da in [Name des Kindes]³⁰ und mit mir sozusagen vereinigt. Also das ist schon manchmal ein komisches Gefühl. Oder weswegen ich manchmal, glaube ich, auch näher an Thomas bin [als Helene es ist; A.d.V.], [...], weil ich diese Komponente irgendwie stärker empfinde.« (EH 16, 753-758)

Die nicht-gebärende Mutter, Helene Hofmann, bleibt in dieser Passage als dritter Elternteil außen vor. Weder der gemeinsame Gang zum Gynäkologen noch ihre Anwesenheit während der Insemination erweisen sich in der Erzählung als Relationalität begründend und Verwandtschaft stiftend. Das Kind beschreibt Elisa Hofmann orientiert an genetischen Erklärungsmodellen als zur Hälfte von ihr und zur Hälfte vom Spendervater abstammend; als Wesen, in dem sie beide sich vereinen. Das »Wieder-Machen« (Arni 2008: 304) der bereits existierenden Subjekte, das Caroline Arni als Merkmal des medizinisch-biologischen, abstrakten, modernen Reproduktionsbegriffs benennt, zeigt sich hier deutlich. Elisa Hofmann konstruiert Reproduktion als Vereinigung zweier biologischer Stoffe, genauer: bio-genetischer Substanzen, die sie modernen Abstammungsdiskursen folgend als genealogische fasst. Diese genetische Vereinigung im Kind erzeugt für sie auch eine Nähe zwischen ihr und Thomas Bug, die der nicht-leiblichen Mutter nicht zugänglich ist (»weswegen ich manchmal, glaube ich, auch näher an Thomas bin«). Helene Hofmann wird dem reproduktiven Paar in einer gewissen Distanz gegenübergestellt.³¹

In der Zusammenschau der Fallbeispiele wird deutlich, dass sich die reproduktiven Praktiken der Interviewten durch Gleichzeitigkeiten und eigensinnige Umarbeitungen auszeichnen: Hinsichtlich der Verhandlung von Biologie und Sozialem sind schwerpunktmäßig »strategische Sozialisierungen« (Thompson 2005: 13) und Entkopplungen sowie Neuverknüpfungen auszumachen, aber – wie der Fall von Elisa und Helene Hofmann exemplarisch zeigt – auch Aufladungen der Substanz Sperma als genealogische und somit eine Biologisierung bzw. Genetisierung von Verwandtschaft.

Durchweg wird aus einer analytischen Perspektive die Gestaltbarkeit von Reproduktion deutlich sowie ihre grundsätzliche Offenheit und Unbestimmtheit hin-

30 Ich habe mich dazu entschieden, den Kindern keine pseudonymisierten Namen zu geben, da dies eine fremdbestimmte Geschlechtszuordnung dargestellt hätte – sie haben mir, oftmals aufgrund des jungen Alters, keine Auskunft über ihre geschlechtliche Verortung geben können. Die von den Eltern genutzten Personalpronomen wiederum habe ich nicht verändert, da dies häufig bedeutet hätte, das erhobene Material »umzuschreiben«. Mit der Nutzung des Platzhalters »[Name des Kindes]« beabsichtige ich die cisnormative Selbstverständlichkeit einer (in der Regel binären) Geschlechtszuweisung bei Kindern aber zumindest zu irritieren.

31 Helene Hofmann hat während des Interviews den Tisch verlassen, um sich um das Kind zu kümmern. Aus diesem Grund lässt sich an dieser Stelle nur Elisa Hofmanns Perspektive rekonstruieren.

sichtlich der in Anschlag gebrachten kulturellen Skripte. Eine vermeintliche Unmöglichkeit lesbisch-queerer Reproduktion wird von der Praxis der Interviewten infrage gestellt. Die Interviewpassagen aus meinem Material verdeutlichen folglich auch die (potentielle) Aneignung und Transformation einer heteronormativen Ordnung von Reproduktion. Essentialistische, statische und binäre Bilder von Natur und Kultur, Biologie, Sozialem und dem Geschlechtskörper werden herausgefordert und biologistische Verwandtschaftskonzeptionen explizit bis implizit flexibilisiert. Beim Kinder-Machen und Verwandtschaft-Tun handelt es sich vielmehr um ein situatives, gemeinsames Werden. Akteur*innen und verschiedenste Materialitäten entfalten in einer gemeinsamen Involviertheit und in Relationalität zueinander agentielle Wirkung und stiften über unterschiedliche Bezugssysteme teils überraschende Beziehungen.

Auch jenseits der Inseminationspraktiken verhandelten die Interviewten biologische, soziale und materielle Dimensionen des Sich-verwandt-Machens, wie das nächste Kapitel vertiefend am Beispiel der Verhandlung leiblicher und nicht-leiblicher Elternschaft auf der Paarebene illustriert und diskutiert.

5.3 Verwandtschaft tun: Verhandlungen biologischer und sozialer Zugehörigkeit

Die Verhandlung vielfältiger verwandtschaftlicher Bezüge ist an sich nichts Besonderes: So ergibt sich etwa auch bei Patchworkfamilien, Adoptiv- und Pflegefamilien oder bei heterosexuellen Paaren, die über Donogene Insemination oder Eizellspende Eltern werden, mitunter ein komplexes Geflecht aus biologischen, sozialen und rechtlichen Verbindungen zwischen Eltern oder anderen Bezugspersonen bzw. Gametenspender*innen und den Kindern. Im Fall heterosexueller Paare, die mit einem Kind leben, das ihnen phänotypisch ähnelt, ergibt sich jedoch ein wesentlicher Unterschied: Ihr Geflecht kann unsichtbar bleiben. Sie können den Status des Unmarkierten wählen, während bei lesbischen und queeren Paaren aufgrund hetero- und cisnormativer Vorannahmen³² immer wieder eine Thematisierung durch Außenstehende stattfindet, welcher der Elternteile das Kind geboren hat und mit wem es biologisch verwandt ist. Meist liegt diesen Nachfragen ein essentialistisches, statisches, naturalisierendes Verständnis von Verwandtschaft zugrunde, über das eine (implizite) Wertung und Hierarchisierung vorgenommen wird: Biologische Abstammung wird gegenüber sozialen Bindungen priorisiert und erstere als ›richtige‹, ›wahre‹, ›echte‹ Form der Verwandtschaft markiert. Darin spiegelt

32 Genauso gut könnten auch zwei Frauen die leiblichen Eltern sein: bspw., wenn eine cis Frau das Kind austrägt und zur Zeugung das Sperma der Partnerin, einer trans Frau, genutzt wird.

sich die moderne Idee einer binären Opposition von Natur und Kultur bzw. Biologie und Sozialem wider.³³

Doch nicht nur Infragestellungen bestehender Verwandtschaftsverhältnisse durch Außenstehende, auf die ich im weiteren Verlauf eingehen werde, mussten von den Interviewten verhandelt werden. Auch auf Paarebene wurden mögliche Differenzen zwischen sozialer und leiblicher Verwandtschaft thematisiert. Die unterschiedliche Situiertheit der Partnerinnen* innerhalb biologischer, sozialer und rechtlicher Verwandtschaftsbezüge bringt notwendigerweise verschiedene Praktiken des Sich-verwandt-Machens mit sich. Insbesondere die auf einer körperlichen Ebene differenten Zugänge der Elternteile zu Schwangerschaft und Geburt müssen – ähnlich wie bei heterosexuellen, cisgeschlechtlichen Paaren – bearbeitet werden. Ich gehe im Folgenden (De-)Konstruktionen einer Differenz von biologischer und sozialer Verwandtschaft durch die lesbischen und queeren Paare nach. Ich frage, welche Relevanzen leiblicher Verwandtschaft aufscheinen und welche Egalisierungspraktiken die Paare ggf. nutzen.

Beim Überblick über das Material fällt auf, dass lediglich drei der 21 interviewten Paare Vorstellungen einer grundlegenden Differenz zwischen leiblicher und nicht-leiblicher Verwandtschaft artikulierten und diese in ihrem Alltag auch bestätigt sahen. Alle anderen dekonstruierten oder egalisierten eine mögliche Differenz leiblicher und nicht-leiblicher Elternschaft über verschiedene Strategien. Insgesamt lassen sich drei Strategien bzw. Begründungsmuster herausarbeiten, über die von den Paaren (De-)Konstruktionen einer Differenz vorgenommen werden: erstens die Konstruktion einer Differenz über Naturalisierung und Heterosexualisierung (5.3.1), zweitens die Dekonstruktion und Egalisierung durch Ko-Schwangerschaft (5.3.2) sowie drittens die Dekonstruktion und Egalisierung durch Praktiken der Fürsorge und der Arbeitsteilung (5.3.3). Anhand empirischer Beispiele illustriere ich jeweils, welche diskursiven und lebensweltlich-praktischen Bezüge sie relevant machen. Abschließend gehe ich der Frage nach, inwiefern (De-)Konstruktionen einer Differenz letztlich nicht nur eine individuelle bzw. paarbezogene, sondern immer auch eine kollektive Herstellungsleistung bedeuten und Egalisierungen somit auch konterkariert werden können (5.3.4).

5.3.1 Konstruktion einer Differenz über Naturalisierung und Heterosexualisierung

Mina Wolf und ihre Partnerin Susanne Boll leben zum Zeitpunkt des Interviews mit ihrem vierjährigen Kind zusammen. Sie hatten es gemeinsam geplant und Mina Wolf hatte es geboren. Susanne Boll ist nun mit dem zweiten Kind schwanger – sie

33 Zur westlichen Kulturgeschichte von Verwandtschaft und ihrer diskursiv aktuell (noch) mächtigen Verengung auf Biologie/Genetik siehe u.a. von Braun (2018).

haben die Rollen getauscht. Im Gespräch, das mit Mina Wolf allein geführt worden ist, reflektiert sie die verwandtschaftliche Position ihrer Partnerin zum ersten Kind und ihre eigene zum zweiten:

»Ja. Also ich glaube schon, [...] das [gemeint ist die leibliche Verwandtschaft, A.d.V.] ist schon irgendwie ein großer Punkt, der-, der eine Rolle spielt [...]. Also dadurch, dass sie jetzt schwanger ist, ich weiß noch nicht, wie es ist, wenn das Kind da ist, aber ich glaube, das ist einfach ein Unterschied, wenn das irgendwie das eigene Kind ist, das man selber geboren hat. Es ist sicherlich der Unterschied vielleicht noch nicht mal viel größer zu einem-, zu einem Mann, also der-, der zwar weiß, es ist sein-, sein Kind, aber eben das nicht geboren hat. Ich glaube, das spielt auch noch mal eine Rolle. [...] Also es ist-, ja, ist schon recht schwierig auch für sie. Es ist eben auch nicht ihr Kind, und sich irgendwie darauf einzulassen, wie viel lässt sie sich denn drauf ein und-. Also es ist auch, ist ja auch rechtlich nicht ihr Kind, also wir sind nicht verpartnert, sie hat es nicht adoptiert. Das spielt sicherlich auch immer noch mit eine Rolle. Also es ist schon immer wieder Thema so auch im Alltag.« (MW 5, 212-227)

Die angenommene Differenz von leiblicher und nicht-leiblicher Verwandtschaft ist im Familienalltag des Paares ein beständiges Aushandlungsfeld. Mina Wolf stellt im Zuge der Thematisierung der Schwangerschaft eine Analogie von sozialer Mutterschaft und leiblicher Vaterschaft her, da in beiden Positionierungen keine Geburtserfahrung gemacht wird. Als Differenzmerkmal sozialer Mutterschaft zu leiblicher Vaterschaft stellt sie jedoch heraus, dass ein Vater wüsste, dass es sein Kind sei. Zugehörigkeit begründet sich für sie somit zusätzlich – wenn auch nachrangig zur Erfahrung der Schwangerschaft und Geburt – über das Wissen um geteilte bio-genetische Informationen. Deutlich wird in dieser Passage, dass sich Verwandtschaft für Mina Wolf über Leiblichkeit und genetische Abstammung konstituiert. Susanne Boll teilt mit dem Kind keine dieser Verbindungen. Außerdem benennt Mina Wolf die rechtliche Dimension von Verwandtschaft. Susanne Boll steht in keinem Rechtsverhältnis zum Kind, da sie keine eingetragene Lebenspartnerschaft eingegangen sind und sie somit im Untersuchungszeitraum kein Stiefkindadoptionsverfahren durchführen konnten. Mina Wolf kommt zu dem Schluss, dass es »eben auch nicht ihr [Susannes, A.d.V.] Kind« sei und kappt damit Möglichkeiten einer sozial hergestellten, relationalen Verbindung zwischen Susanne Boll und dem von Mina Wolf geborenen Kind. Hierdurch spricht sie ihrer Partnerin letztlich auch die Mutterschaftsposition ab und stellt infrage, ob sich Mutterschaft sozial begründen lässt.

Als Beleg für eine grundlegende Differenz von leiblicher und nicht-leiblicher Verwandtschaft zieht Mina Wolf das ihnen unterschiedlich stark entgegengebrachte Nähebedürfnis des Kindes heran: »Na ja, also er hängt schon mehr an mir, wie, glaube ich, Kinder schon häufig eher an den Müttern hängen« (MW 5, 229-230).

Sie deutet auch hier den Vergleich ihrer Konstellation mit heterosexuellen Eltern an – Väter und nicht-leibliche Mütter erscheinen eher als Randfiguren, die Beziehung von leiblicher Mutter und Kind wird als die (zumindest überwiegend) engere beschrieben.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs benennt Mina Wolf allerdings auch soziale Dimensionen wie die alltägliche Sorgearbeit³⁴ und die geteilte Zeit als entscheidend dafür, auf wen das Kind im Alltag zurückgreift:

»[...] ich war natürlich auch zwei Jahre zu Hause, das spielt natürlich auch eine Rolle. Und, ja, ich bin schon eher die Ansprechpartnerin, was auch so die alltäglichen Sachen angeht, Frühstücksbrote schmieren und abends waschen und-. Wenn er [das Kind, A.d.V.] dann auch mal-, wenn ich mal weg bin oder so, dann-, dann bin ich auch sozusagen völlig außen vor. Also wenn er mal mit ihr [Susanne Boll, A.d.V.] ein paar Tage alleine ist, dann-, dann ist sie-, akzeptiert er sie auch voll und ganz.«
(MW 5, 230-235)

Sobald Susanne Boll die Möglichkeit erhält, soziale Elternschaft zu leben, schildert Mina Wolf eine gelingende elterliche Praxis. Mina Wolf hat trotz dieser Reflexion der Bedeutung von Sorgepraktiken für die Konstitution einer Beziehung zwischen Elternteil und Kind das Gefühl, dass das als einseitig empfundene Verwandtschaftsverhältnis auf das zweite Kind übertragbar ist: »Also ich habe schon das Gefühl, dass-, dass sich so dieses, das ist eben ihr Kind, dass das schon irgendwie sich auch fortsetzt« (MW 5, 242-244). Darüber hinaus ist sie gar nicht sicher, ob sie diese Verschiebung des Kindes von der Figur des jeweils Eigenen auf etwas Gemeinsames überhaupt möchte. Die (Haupt-)Verantwortung ist für sie nämlich über den Status als leibliche Mutter verteilt:

»Es ist auch-, so irgendwie ist es auch schön, so zu wissen, ach, es kommt noch mal ein Kind, aber man ist nicht so ganz die-, also ist nicht die eigene (lacht) Mutter. Man kann auch mal sagen, hm, mach du mal, ist dein Kind (lacht). Also das ist irgendwie auch ein bisschen erleichternd so. Also ich-, ich selber hätte, glaube ich, irgendwie nicht noch eins kriegen wollen. Also schon irgendwie noch-, noch sozusagen eins zu haben, aber selber so eine hundertprozentige Verantwortung ist irgendwie-, wollte ich nicht unbedingt (lacht).« (MW 7, 321-327)

34 Wenn in dieser Studie von Sorgearbeit die Rede ist, so ist hiermit »eine Vielfalt von reproduktiven, fürsorglichen, betreuenden und pflegenden Tätigkeiten« (Gerhard 2010b: 221) gemeint, oftmals auch mit dem Begriff »Care« bezeichnet. Sorgearbeit ist nicht nur als individuelle Praxis zu fassen, sie ist aufs Engste mit den soziostrukturellen Bedingungen und den Normen einer binär-hierarchischen und heteronormativen Geschlechterordnung verbunden (vgl. König 2012: 24). Diese Ordnung kann im Tun wiederholt, bestärkt, verfestigt werden, sie kann aber auch eine Hinterfragung erfahren und destabilisiert werden (vgl. hierzu auch Kap. 7).

Nicht die leibliche Mutter zu sein, bedeutet im Elternkonzept Mina Wolfs somit auch eine Entlastung und Entbindung von Pflichten. Die geringere Einbindung der nicht-leiblichen Mutter zeigt sich hier – und das ist wesentlich – als eine Entscheidung, die potentiell auch anders getroffen werden könnte. Die Unterschiedlichkeit von leiblicher und nicht-leiblicher Elternschaft wird von den beiden bewusst gestaltet – die Differenz stellt eine Konstruktionsleistung der beiden Akteurinnen auf Basis einer Naturalisierung von Mutterschaft im Sinne einer Rückbindung an Schwangerschaft und Geburt dar.

Mina Wolf nimmt in ihren Ausführungen eine Parallelisierung von sozialer Mutterschaft und Vaterschaft vor. Zwei weitere interviewte Paare beschrieben ebenfalls eine Verschiedenheit ihrer verwandtschaftlichen Positionen, rekurrerten hierzu auf heteronormative Bilder des Elternpaares und stellten Analogien her, was ich unter dem Begriff der »Heterosexualisierung« fasse. Während Mina Wolf insbesondere die elterliche Ebene thematisiert, verlagern die beiden anderen Konstellationen die Verantwortung für die Differenz auf das Kind. Dies veranschaulicht der folgende Dialog zwischen Ida und Viola Maurer. Sie hatten zum Zeitpunkt des Gesprächs ein 17 Monate altes Kind, das Viola Maurer geboren hat, und reflektieren die Verschiedenheit ihres Elternseins:

VM: »Also vor [Name des Kindes] Geburt hätte ich gesagt, nein. Da habe ich das zu akademisch gesehen, denke ich. Aber es ist ein Unterschied, wie wir jetzt wissen.«

IM: »Obwohl ich zwölf Monate in Elternzeit war für [Name des Kindes] und also so ganz, ganz sporadisch mal am Wochenende ein bisschen gearbeitet habe, so fünf Tage im Monat insgesamt. Aber Viola hat ihn elf Monate gestillt, sie ist die Mutter.«

VM: »Also es ist nicht mal so sehr von uns aus ein Unterschied, sondern [Name des Kindes] macht einfach den Unterschied.«

IM: »Genau, [Name des Kindes] macht den Unterschied.«

VM: »Was aber-, glaube ich, oder was, wenn wir heterosexuelle Eltern anschauen, da genauso ist, dass die Beziehung zum Vater einfach nicht so intensiv ist oder die Kinder nicht vom Vater ins Bett gebracht werden wollen, sondern nur von der Mama. Und so ist es bei uns nun eben einfach auch [...]. Wir haben halt festgestellt, das ist bei heterosexuellen Eltern ganz genauso (IM: Ja), dass einfach die Mutter immer die Ansprechpartnerin ist, wenn gestürzt wurde, wenn es Tränen gibt und- [...] so spezielle Dinge. [...] Also ich denke insofern nicht, dass es genetisch ist (lacht), sondern dass es, ja, einfach durch die Schwangerschaft, Geburt bedingt ist, was Väter ja auch nicht haben. Und, ja, am Ende ist es-, ist es die gleiche Position, die die Ida hat.« (VM+IM 7f., 312-334)

In ihrer Beschreibung spielt Erfahrungswissen eine wichtige Rolle: Während Viola und Ida Maurer vor der Geburt hypothetisch darüber nachgedacht hatten und eine Differenz zwischen leiblicher und nicht-leiblicher Verwandtschaft verneint hät-

ten, »wissen« sie nun, dass ein Unterschied existiert. In der von Viola artikulierten Abgrenzung von einer akademischen Perspektive auf den Gegenstand *Verwandschaft/Mutterschaft* spiegelt sich die Idee wider, es gäbe neben den theoretischen Konstruktionen eine »wirkliche«, objektive und universell gültige Erfahrung. Theorie ist für sie durch Praxis widerlegt und überschrieben. In dieser Erklärung und Beschreibung scheint die Idee einer Naturhaftigkeit von Verwandtschaft und Elternschaft auf, die Kulturleistungen wie akademischem Wissen gegenübergestellt wird. Letztere erscheinen verkopft und an der Praxis vorbei erdacht. An der Ungleichheit und Asymmetrie ihrer Mutterschaften vermag auch die von der nicht-leiblichen Mutter Ida Maurer geleistete Elternzeit nichts zu ändern – ihre Partnerin Viola Maurer habe das Kind gestillt und damit ein spezifisches Band zwischen sich und dem Kind gesponnen. Leibliche Praktiken wie Schwangerschaft, Geburt und Stillen sind Viola und Ida Maurer zufolge die entscheidenden Differenzierungsmomente, weshalb sie eine uneingeschränkte Analogie von sozialer Mutterschaft in lesbischen und Vätern in heterosexuellen Elternkonstellationen herstellen. Genetische Abstammung verneinen sie explizit als Faktor für die Differenzierung durch das Kind.

Neben der Idee, dass Kinder die Differenz aktiv (mit-)gestalten, fand sich im Material auch die Vorstellung von Vätern und nicht-leiblichen Müttern als »passiven [Eltern-]Teilen«. Ulrike Bär und Stefanie Heinze-Bär, Eltern eines dreieinhalb Monate alten Kindes, erzählen von ihren ersten Erfahrungen:

UB: »Na ja, ich hatte am Anfang schon, also während der Schwangerschaft teilweise und dann so die erste Zeit, als der Kleine da war, ich habe mich oft [...] mit den Vätern verglichen, weil es ist-, es ist das Gleiche, was du wahrnimmst, weil du bist halt nur der passive Teil. Wir haben so einen Geburtsvorbereitungskurs gemacht, so einen Partnerkurs, wo man halt auch mit den Männern zusammengetroffen ist, und die haben halt wirklich das gleich empfunden. Da gab es auch so eine Gesprächsgruppe unter den passiven Teilen. Und, ja, das ist eins zu eins das Gleiche, da ist es egal, ob du halt eine Frau oder ein Mann bist, du bist halt nur diejenige, derjenige, der daneben sitzt und nichts machen kann. Also von daher [...]«

SHB: »Ja, aber, wie gesagt, das hat nichts damit zu tun, dass wir eine gleichgeschlechtliche Beziehung haben (UB: Nee, das ist einfach-) oder so, das ist wirklich dieses-, dieser Unterschied zwischen aktiv und passiv (UB: Ja, ja). Das ist der Grund wahrscheinlich auch, warum sich ganz viele Paare nach der Geburt des Kindes trennen, einfach weil der passive Part sich benachteiligt fühlt oder nicht ganz-, ganz nah dran fühlt.«

UB: (unterbricht) »Und sich zwischendurch nutzlos fühlt. Das ist einfach dieses, du kannst nichts machen, die bist halt-. Klar, du kannst all das Drumherum ma-

chen, aber du kannst halt nicht wirklich was für das Kind tun, weil da ist halt nur die-, die Mutter.« (UB+SHB 6f., 259-279)

Ulrike Bär und Stefanie Heinze-Bär nehmen eine Einteilung von Eltern entlang der Kategorien »aktiv« und »passiv« vor: Während leibliche Mütter dem Bereich der Aktivität zugeordnet werden, stellen Väter und nicht-leibliche Mütter Randfiguren dar und werden – zumindest für die Zeit vor und nach der Geburt – im Bereich des Passiven verortet. Bezeichnend hierfür ist die mehrfach genutzte Wendung der »passiven Teile«. Die Benennung als *Elternteil* fällt weg, sodass Väter und nicht-leibliche Mütter als konturlos, ersetzbar, irrelevant, fast entsubjektiviert erscheinen.

Das Paar weist Vätern und nicht-leiblichen Müttern, die in Analogie zur Vaterschaft gedacht werden, Passivität zu, eine im Rahmen der Zweigeschlechterordnung eigentlich mit Weiblichkeit verknüpfte Eigenschaft, die sich auch in der semantischen Feminisierung (Hirschauer et al. 2014: 265) der Schwangerschaft widerspiegelt: Vom »schwängernden« Mann über die »empfangende« Frau bis hin zu »entbindenden« Ärzt*innen wird der Anteil der Schwangeren an Zeugung und Geburt als passiv konstruiert (vgl. ebd.: 266). Die in diesem Fall vollzogene alternative Zuschreibung stellt sich jedoch als wenig ermächtigend dar: Sie fungiert als Anrufung zur Aktivität des »Bemutterns«/»Mutterseins« und es handelt sich um eine naturalisierende Zuweisung von Verantwortlichkeit und Zuteilung von Sorgearbeit an den gebärenden Elternteil.³⁵ Alternativen zu dieser Aufgabenverteilung finden im Dialog der Familie Bär keine Erwähnung. So wird beispielsweise eine egalitäre Arbeitsteilung auf der Ebene der Ernährung des Kindes nicht einbezogen: Praktiken des Abpumpens, die Nutzung von Milchpulver und das Füttern per Flasche bleiben unbenannt. Stattdessen werden im vorliegenden Ausschnitt elterliche Positionen festgeschrieben: Sie parallelisieren heterosexuelle und homosexuelle Paare bzw. »heterosexualisieren« homosexuelle Konstellationen, indem sie die nicht-leibliche Mutter »vervatern«, und heben über den Fokus auf Schwangerschaft, Geburt und Stillen die leibliche Involviertheit als positions- und aufgabenzuweisendes Moment hervor. Dies kann auch als Strategie einer »Heteronormalisierung« (Hark/Laufenberg 2013: 233) gedeutet werden, also eine Markierung von Ähnlichkeit statt Differenz zu heterosexuellen, zweigeschlechtlichen Elternpaaren, um Integration und Anerkennung über ein Einschreiben in eine Normalität zu erfahren.

Insgesamt zeigt sich in den Interviewpassagen ein eher statischer und essentialistischer Begriff von Verwandtschaft, der Leiblichkeit als eine exklusive und unwiderrufliche Verbindung begründend fasst und mit einer Anrufung zur Übernahme von Pflichten einhergeht, die Differenzen zwischen den Elternteilen perpetuiert. Legitimation erhält eine solche Differenzierung und ungleiche Aufgaben-

35 Zur Semantik der Mutterschaft siehe Kap. 7 dieser Arbeit.

verteilung über eine Naturalisierung der leiblichen Mutterschaft. Diese Ideen von Verwandtschaft und Mutterschaft stellte ein Großteil der Interviewten jedoch infrage.

5.3.2 Dekonstruktion und Egalisierung durch Ko-Schwangerschaft

Während im Fallbeispiel von Viola und Ida Maurer die Besonderheit und Exklusivität der Schwangerschaftserfahrung als Differenzmerkmal leiblicher und nicht-leiblicher Verwandtschaft mit dem Kind herangezogen wurde, fassen andere Interviewte Schwangerschaft nicht nur als biologischen Prozess, sondern auch als soziale Praxis auf, im Zuge derer nicht-leibliche Elternteile ganz aktiv die Position der Ko-Schwangeren einnehmen und die Beziehung zum Ungeborenen gestalten können. Stefan Hirschauer et al. (2014) haben mit ihren Explorationen zu pränataler Sozialität den Begriff der »Ko-Schwangeren« in die soziologische Debatte um Schwangerschaft und Elternwerden eingeführt und definieren ihn folgendermaßen: »Ko-schwanger sind Personen, die auf intensive Weise am Spannungsbogen einer Schwangerschaft teilnehmen, die emotional ›mitgehen‹, Informationsträger und Sorgenträger sind und auch körperlich Mitbetroffene sein können« (ebd.: 270). Die Position kann dabei von ganz unterschiedlichen Personen ausgefüllt werden, wie Hirschauer et al. betonen, z.B. von werdenden Vätern, Ko-Müttern, involvierten Samenspendern oder guten Freund*innen. Partizipation an Schwangerschaft muss dabei immer aktiv hergestellt werden und kann ganz unterschiedlich ausfallen – so wie auch affektive und körperliche Involviertheiten von Personen, die ein Kind austragen, verschieden sind (vgl. ebd.: 270f.). Sehr anschaulich zeigt sich die Praxis der Ko-Schwangerschaft bei Kira und Merle Daniels. Merle Daniels hat das zum Zeitpunkt des Gesprächs 22 Monate alte Kind ausgetragen. Auf die Frage der Interviewenden*, wie sie ihre jeweiligen Positionierungen während der Schwangerschaft empfunden haben, antworten sie:

KD: »Also ich weiß nicht, also ich hatte eigentlich eher das Gefühl, dass ich auch die ganze Schwangerschaft mit viel mehr Begeisterung erlebt (lacht) habe als du (MD: Ja), obwohl du echt eine einfache Schwangerschaft hattest bis kurz vor Schluss (MD: Mhm – zustimmend). Also ich fand, ich war diejenige, die irgendwie Bücher gelesen hat und die klassischen Wie-entsteht-ein-Kind-Fotobücher studiert habe, und Merle immer nur, äh iih, geh mir weg, ist ja eklig und so (MD: Stimmt – [lacht]). Und ich war irgendwie diejenige, die da total drin aufgegangen ist und Merle war halt schwanger, pfft, so.«

MD: »Ja, also die neun Monate gehörten für mich halt zu dem biologischen Prozess. Wenn das eine Auswahl gewesen wäre zwischen, ich trage das Kind neun Monate aus oder ich kriege es morgen schon, ja, dann hätte ich auf jeden Fall die zweite Möglichkeit gewählt (lacht). Ja, also ich habe auch das Gefühl, das ja ganz

viele werdende Mütter haben, von wegen, ah, ist das toll, dass man da was spürt, was in einem groß wird, und dass man da so total eins ist, das hatte ich nie.«

KD: »Ich schon, ich fand es super (alle lachen). Also von daher ist es echt, glaube ich, ganz witzig.« (MD+KD 6, 255-269)

Der Dialog zeigt, dass Kira Daniels eine außerordentlich aktive Ko-Schwangere war. Während ihre Partnerin Merle Daniels sich kaum für den Prozess der Schwangerschaft interessierte und ihn als etwas beschreibt, auf das sie auch hätte verzichten können, erlebt Kira Daniels Gefühle der Begeisterung und geht »total drin auf«. Artefakte wie Fotobücher stellen ein wesentliches Medium für die Generierung von Wissen über die sich vollziehenden Entwicklungsprozesse des Kindes dar und sind konstitutiver Bestandteil der Aneignung der Schwangerschaft als emotionales Ereignis für sie.

Merle Daniels wiederum stellt romantisierende Bilder von Schwangerschaft infrage, indem sie die Bewegungen des Kindes nicht etwa als beziehungsstiftende innerleibliche Interaktion und kommunikativen Prozess fasst, sondern diese eher nüchtern als Teil des Schwangerseins begreift. Für sie ist Schwangerschaft ein »biologischer Prozess«, der – bei vielen Müttern – verknüpft ist mit Emotionen, die eine Bindung zum Ungeborenen herstellen können (»dass man da so total eins ist«), der aber auch, wie in ihrem Fall, davon entkoppelt sein kann (»das hatte ich nie«). Indem sie die Verknüpfung von Affekt und Schwangerschaft löst, entdramatisiert sie das Schwangersein und relativiert Vorstellungen von Schwangerschaft als emotionalem Ausnahmezustand.³⁶ Umgekehrt ist bei Kira Daniels, der nicht-leiblichen Mutter, ein Gefühl der Nähe entstanden. Ihre Erfahrung der sozialen Ko-Schwangerschaft hat die leibliche Erfahrung von Merle Daniels emotional weit überstiegen. Dies drückt sich etwa in dem von Kira Daniels artikulierten »Merle war halt schwanger, pffft« aus: Leiblich schwanger zu sein, erfährt hier eine Banalisierung und ist auch für sie ein bedeutungsoffener Prozess. Leibliches Schwangersein ist nicht *per se* affektiv aufgeladen und Relationalität stiftend. Das Knüpfen verwandtschaftlicher Bande im Zuge einer Schwangerschaft stellt sich vielmehr für *beide* als Herstellungsleistung heraus. Das *doing kinship* findet in diesem Fall primär aufseiten der Ko-Schwangeren statt, aufseiten der Austragenden erscheint diese Zeit weitgehend irrelevant für die Beziehungskonstitution. Dass diese Narration eine Gegenerzählung zu hegemonialen Schwangerschafts- und Mutterschaftsdiskursen darstellt und Affektnormen³⁷, die an Schwangere herangetragen werden,

36 Zu modernen Deutungsmustern von Schwangerschaft siehe Kap. 7.

37 Zu den Affektnormen der Mutterschaft gehören unter anderem die Freude über die Schwangerschaft, das Genießen der Bewegungen des Ungeborenen oder das Gefühl bedingungsloser Liebe direkt im Anschluss an die Geburt. Letztere wird insbesondere im Fall postnataler Depression verletzt bzw. muss als postnatale Depression krankheitsförmig konstruiert und medikalisiert werden, um eine (gewisse) Legitimität zu erhalten.

verletzt, ist ihnen bewusst und wird von Kira Daniels über die Bemerkung, dass das ganz witzig sei, im letzten Satz angedeutet. Über Humor markiert sie die Ungewöhnlichkeit ihrer Narration und adressiert implizit die Irritation naturalisierter Bilder von Geschlecht, Körpern und Mutterschaft.

Nach der Geburt übernahm Kira Daniels, die nicht-leibliche Mutter, die Hälfte der Sorgearbeit und kommt zu dem Schluss: »Also es macht überhaupt keinen Unterschied. Für mich war das sofort wie mein Kind, also [es] ist einfach mein Kind« (KD 6, 277-278). Spiegelt sich in der anfänglichen Formulierung »wie mein Kind« noch der hegemoniale Mutterschaftsdiskurs wider, der leibliche Verwandtschaft als konstitutives Element des Sich-verwandt-Machens zwischen Mutter und Kind setzt, stellt sie dem dominanten Narrativ mit dem Nachsatz »also [es] ist einfach mein Kind« selbstbewusst ihre eigene Deutung und Praxis des Mutterseins entgegen und nivelliert letztlich eine Differenz zwischen ihren Mutterschaften. Dass die Übernahme von Sorgearbeit von großer Relevanz ist im Kontext des *doing kinship/doing motherhood*, zeigen auch die Beispiele, auf die ich in Unterkapitel 5.3.3 eingehen werde.

Eine weitere bedeutsame Rolle für die Praxis des Ko-Schwangerseins kommt darüber hinaus Artefakten (Schwangerschaftstests und Ultraschallbildern), geteilten Ereignissen (Geburtsvorbereitungskursen und Ultraschalluntersuchungen) sowie verschiedenen Kommunikationsweisen mit dem Ungeborenen zu. So erzählt Anna Diehl, die zum Zeitpunkt des Interviews zusammen mit ihrer Partnerin Eva Diehl Zwillinge erwartet und diese nicht selbst austrägt:

»[...] Also das war schon echt diese-, diese Meldung dann, schwanger beim Schwangerschaftstest und das erste Ultraschallbild, wo du dann echt mal so das Gefühl hast, eh, Wahnsinn, okay, wir werden Mütter. Das ist dann schon echt wahnsinnig schön. [...] Besonders ist natürlich, wenn es-, wenn ich es fühle, dass sie innen strampeln oder irgendwie mal so Ellbogen, Knie oder sonst was da rauskommt. Und ansonsten, klar, die Aufnahmen, der Ultraschall, wenn man auch live dabei ist, das ist natürlich schon auch ergreifend, wenn sie dann da drin rumzappeln und immer größer werden. [...] Und, ja, Evas Bauch, der einfach wächst [...]. Und jetzt sind wir ja in dem Babyvor-, also in dem Geburtsvorbereitungskurs mit anderen Schwangeren. [...] Und ich rede da auch immer in den Bauch rein.« (AD 11f., 534-573)

Wie bereits Hirschauer et al. herausgearbeitet haben, ist ein Schwangerschaftstest ein »wichtiges Artefakt im Prozess des ›Schwangergehens‹ und der Herstellung der Schwangerschaft als Tatsache« (Hirschauer et al. 2014: 45) – und nicht nur das: Damit kann auch, insbesondere in Fällen projektierter Kinder (vgl. ebd.: 13, 27ff.), der performative Effekt des Elternwerdens verbunden sein. Dies spiegelt sich in Anna Diehls Erzählung wider. In ihrer Beschreibung bedeuten der positive Schwangerschaftstest und die erste visuelle Repräsentation des Embryos in Form eines Ultra-

schallbilds die Initiation des Mutterwerdens – und zwar nicht als einzelner Elternteil, sondern als Mütterpaar (»wir werden Mütter«), was eine geteilte Elternschaft als Faktum herstellt. Der Schwangerschaftstest ist somit als beziehungskonstituierendes Artefakt³⁸ zu fassen im Prozess des Sich-verwandt-Machens. Ebenso ist das erste Sonogramm als ein Artefakt zu deuten, das vorgeburtlich soziale Beziehungen herstellt und am Eltern-Machen beteiligt ist (vgl. Sänger 2020: 108f.).

Wesentlich für das Ko-Schwangersein Anna Diehls sind äußerem über den Körper ihrer schwangeren Partnerin vermittelte haptische sowie verbale Kommunikationsformen mit dem Ungeborenen. Hinzu kommen die zunehmende Präsenz des schwangeren Bauchs von Eva Diehl und die Partizipation an Geburtsvorbereitungskursen sowie weiteren Ultraschalluntersuchungen. Letzteren schreibt Anna Diehl eine emotionale Wirkung zu. Sie machen die Bewegungen des Ungeborenen visuell zugänglich und ermöglichen es, den Wachstumsprozess zu verfolgen. Anna Diehls Schilderung ist kein Einzelfall: Die meisten Interviewten, die das Kind nicht austrugen, benannten Artefakte wie den Schwangerschaftstest und Ereignisse wie Ultraschalluntersuchungen als wesentlich für den Prozess des Sich-verwandt-Machens und nahmen sich beispielsweise zu jedem Ultraschalltermin Urlaub. Die Technik des Ultraschalls kann somit als »Partizipationsvehikel« (Hirschauer 2019: 16) bezeichnet werden. Hierbei sind Nicht-Austragende jedoch »in einem Verhältnis der differenten Möglichkeit von krperbasierter Teilhabe« (Sänger et al. 2013: 67) und nehmen eine Subjektposition ein, die als »fragil« (ebd.: 65) zu bezeichnen ist. Sie sind drber hinaus auch bei Ereignissen wie der Sonogrammerstellung oder Geburtsvorbereitungskursen abhängig von der Einbindung und ein Partizipieren-Lassen durch die das Kind austragende Person. Dies zeigt sich exemplarisch an der Ambivalenz von Elisa Hofmann, die Teilhabe der Partnerin an den Besuchen beim Gynäkologen zu ermöglichen:

»Die [Elisa Hofmanns Partnerin, A.d.V.] war eigentlich fast immer dabei, doch, das war auch wirklich schön. Und das werden wir auch tatsächlich-, bei einer zweiten Schwangerschaft, glaube ich, würde ich auch sagen, wir-. Vielleicht nicht zu jedem Arzttermin, aber zu jedem zweiten, dass wir eine Babysitterin haben und dass sie mitgehen kann. Das finde ich schon-, schon schön. Also, dass sie da auch-. Manchmal war es schon auch so, dass ich gesagt habe, ›oh, jetzt will ich mal wieder<-. Ja, (.) schon ein bisschen auf meine Schwangerschaft oder-. Ich weiß auch nicht, irgendwann hatte ich mal so eine Anwandlung, ich will-, ich bin auch groß genug, alleine zum Frauenarzt zu gehen (lacht), also so, ich weiß auch nicht. Da hatte ich halt mal so ein bisschen so, ja (lacht)-. Aber also das-, ja, das war wirklich nur so

38 Zur Bedeutung des Schwangerschaftstests als beziehungskonstituierendes Ding im Kontext des Elternwerdens schwuler Paare über Tragemutterschaft siehe Teschlade 2019: 73ff.

ein Fußnotengefühl sozusagen (Interviewerin* und Interviewte lachen).« (EH 15, 702-711)

Elisa Hofmann beschreibt die gemeinsamen Besuche beim Arzt als »schön« und damit als durchaus wünschenswerte Erfahrungen, die sie auch bei einer zweiten Schwangerschaft verwirklichen möchte. Hierfür würden ihre Partnerin und sie eine Kinderbetreuung organisieren. Ihr geht es somit darum, die Momente auch beim zweiten Kind als Elternpaar und nicht als Familie bzw. Eltern mit Kind zu erleben. Zugleich erinnert Elisa Hofmann im Rahmen der ersten Schwangerschaft, dass sich bei ihr irgendwann das Gefühl einstellte, ihre Unabhängigkeit bewahren zu wollen als austragende Mutter (»ich bin auch groß genug, alleine zum Frauenarzt zu gehen«). Dass sie mit diesem Autonomiebestreben ihrer Partnerin potentiell Teilhabe verwehrt hat, scheint für sie moralisch unangemessen zu sein. Sie relativiert ihre Emotion nämlich, indem sie diese als »Fußnotengefühl« beschreibt.

Insgesamt werden anhand der oben vorgestellten Beispiele die Gestaltbarkeit und Gestaltungsnotwendigkeit von (Ko-)Schwangerschaft deutlich: Das Sich-involvieren-Wollen und Involviert-Werden ist für diesen Prozess zentral. Während im Fall von Kira und Merle Daniels die das Kind austragende Mutter die Affekt- und Verhaltensnormen, die an Schwangere gerichtet werden, nicht erfüllt und gewissermaßen eine Umkehrung ihrer Subjektpositionen stattfindet, im Zuge derer die Nicht-Austragende Schwangerschaftserwartungen erfüllt und Schwangerschaft zum konstitutiven Bestandteil ihrer Alltagserfahrungen wird, steht das Beispiel Anna und Eva Diehls für Formen der Partizipation, die auf eine Egalisierung elterlicher, vorgeburtlicher Erfahrungen zielen. Um die physisch differente Involviertheit »auszugleichen«, werden von den Akteurinnen* verschiedene Sinneswahrnehmungen aktiviert und Artefakte sowie medizintechnische Verfahren genutzt.³⁹ Das Beispiel der Hofmanns verdeutlicht zudem, dass Austragende eine *Gatekeeping*-Funktion innehaben in der Konstituierung der pränatalen Sozialität: Teilhabe an sozialer Schwangerschaft wird ermöglicht oder nicht, das »Feld der Ko-Schwangerschaft« (Hirschauer et al. 2014: 271, H.i.O.) konstituiert sich stetig und es bilden sich Zentrum und Peripherie im Kontext der »Distribuiertheit des Schwangerseins« (Hirschauer 2019: 10) heraus.

5.3.3 Dekonstruktion und Egalisierung durch Praktiken der Fürsorge und der Arbeitsteilung

Für einige Paare bedeuteten insbesondere die Geburt des Kindes und die erste Zeit nach der Geburt Schwellenmomente zur Dekonstruktion einer Differenz von

39 Dies ist vergleichbar mit den Egalisierungspraktiken heterosexueller Paare, welche Eva Sännger (2020) in ihrer ethnografischen Studie zu pränatalen Ultraschalluntersuchungen herausgearbeitet hat.

leiblicher und nicht-leiblicher Verwandtschaft bzw. zu deren Egalisierung. Ein instruktives Beispiel stellen Stefanie und Martina Kaiser dar. Sie haben ein viereinhalb Monate altes Kind, das Martina Kaiser geboren hat. Die nicht-leibliche Mutter Stefanie erzählt hinsichtlich ihrer Verhandlung von leiblicher und nicht-leiblicher Elternschaft:

»Also es war für uns nie ein Problem, irgendwie-, also irgendwie man-, es war eh von Anfang an klar, dass eine von uns die leibliche Mutter wird [...] Aber ich fand das nie schlimm, nicht die leibliche Mutter von dem Kind zu sein, also es ist für mich überhaupt kein Unterschied.« (SK 9, 392-397)

Stefanie Kaiser nimmt keine qualitative Unterscheidung zwischen leiblicher und nicht-leiblicher Mutterschaft vor und artikuliert auch kein belastendes oder zu betauerndes Moment angesichts dieser Asymmetrie. Sie wird stattdessen als selbstverständlicher Bestandteil ihres Elternmodells integriert und in ihrer Bedeutung relativiert. Ausschlaggebend hierfür waren auch die Geschehnisse rund um die Geburt des Kindes per Notkaiserschnitt, wie sie weiter ausführt:

SK: »[...] Also es war so, also sie [das Kind, A.d.V.] war ja drei Tage auf Intensivstation, und Martina ging es auch nicht gut. Und da habe ich halt auch sehr viel-, ganz viel Zeit alleine mit dem Kind verbracht und auch so, außer Stillen, alles gemacht, also auch-«

MK: (unterbricht) »Du hast sie gefüttert.«

SK: (spricht weiter) »Oder abgepumpte Milch. Ja, ja, im Grunde das auch ganz lange noch und gewickelt, angezogen, gebadet und den ganzen Krempel und-«

MK: (unterbricht) »Du hast mehr Fürsorge gezeigt.«

SK: »Genau, da habe ich im Grunde gleich eine Bindung zu ihr gehabt, zu der Kleinen. Und deswegen sehe ich da keinen Unterschied, also-. [...] Also ich glaube, da wird auch reininterpretiert, also-. Das ist, glaube ich, auch viel so eine Väterausrede, dass die sich so raushalten: Ja, das Kind hat ja eine größere Bindung zur Mutter, weil die Mütter bla, bla, bla, Kind im Bauch gehabt.«

MK: (unterbricht) »Das war eigentlich andersrum, also bei mir hat es eine Weile gedauert durch diese Geburt und diese (.) (SK: Ja). Aber letztendlich-«

SK: (unterbricht) »Also hat sich auch ganz lange vor allem von mir beruhigen lassen und so Geschichten.« (SK+MK 10f., 475-493)

Stefanie und Martina Kaiser heben in diesem Dialog die Bedeutung von sozialen Praktiken der Fürsorge für die Konstitution einer Eltern-Kind-Bindung hervor. Ernährungs- und Pflegepraktiken spielten die entscheidende Rolle. Während Martina Kaiser nach dem Kaiserschnitt und einer sehr schwierigen Geburt im Krankenhaus lag, kümmerte sich Stefanie Kaiser um das Neugeborene. Vermittelt über Dinge wie Pumpen und Fläschchen sowie Praktiken des Wickelns, Badens und Anziehens vollzieht sich der Beziehungs- und Bindungsaufbau zwischen Stefanie Kai-

ser und dem Kind. Sie rekurriert in dieser Passage auf heterosexuelle Elternpaare und bezeichnet traditionelle Rollenverteilungen (die Mutter ist nach der Geburt primäre Bezugsperson, Väter halten sich raus und empfinden eine weniger starke Bindung zum Kind) als Interpretationen. Stefanie ist sich bewusst, dass ihre Beschreibung hegemoniale, naturalisierende Bilder von Elternschaft konterkariert. Indem sie den Begriff »Väterausrede« verwendet, benennt sie auch die Funktionalität dieses Bildes von Mutterschaft: Es bietet die Möglichkeit, sich rauszuhalten und dem gebärenden Elternteil die Hauptsorgearbeit zu überlassen. Martina Kaiser bestätigt diese Einschätzung. Indem sie auf ihre Erfahrung bezugnehmend erzählt, dass es bei ihr eher länger gedauert hat, bis sie eine Beziehung zum Kind aufbauen konnte, bricht sie ein tradiertes Bild leiblicher Mutterschaft, das bedingungslose, sich beim ersten Anblick einstellende »Mutterliebe« impliziert.⁴⁰ Auch sie muss eine Bindung erst über Sorgepraktiken herstellen und ist zunächst die »Nummer 2«, wenn es um die Beruhigung des Kindes geht.

Die Kaisers üben damit Kritik an tradierten Vorstellungen einer größeren Bindung von (leiblicher) Mutter und Kind, die sowohl in heterosexuellen als auch nicht-heterosexuellen Konstellationen ein asymmetrisches Verhältnis zwischen den Geschlechtern bzw. zwischen nicht-leiblichen und leiblichen Elternteilen bezüglich der Sorge um das Kind etablieren können. Am Beispiel der Kaisers zeigt sich folglich auch eine Aufwertung sozialer Verwandtschaft und eine Betonung des *doing motherhood*: Mutterschaft und Elternschaft sind für sie nicht an Leiblichkeit oder Genetik gebunden, sondern werden über soziale Praktiken immer wieder (neu) hergestellt und müssen von ihnen beiden gleichermaßen erbracht werden.

Ähnlich wie Stefanie Kaiser reflektierten im Gespräch nahezu alle interviewten Paare darüber, welche Rolle die paarinterne Verteilung von Sorgearbeit für ihre Elternschaft spielt. Sie kamen zu dem Schluss, dass die Person, die den größeren Teil der *Care*-Arbeit übernimmt, primär vom Kind adressiert werde – ob leiblich verwandt oder nicht.

Im Fall von Miriam und Diana Lange hat Diana das inzwischen 15 Monate alte Kind ausgetragen und Miriam reflektiert über die verschiedenen Beziehungsqualitäten der beiden zum Kind:

»Na ja, ein bisschen unterscheidet sich es natürlich dadurch, ich finde, am Anfang noch mehr, weil natürlich du halt einfach am Anfang diese ganz enge Bindung zu [Name des Kindes] hattest, weil du daheim warst und ich habe gearbeitet. Also dann war das schon so, dass es am Anfang ein-, also von den Rollen her einfach so war, dass es halt eher so war, dass du halt für [Name des Kindes] so die ganz enge Person warst und ich war dann einfach halt die, die dann arbeiten musste und-, genau, halt dann so diese Alltagssachen halt gemacht hat. [...] Es ist halt, es

40 Zur Semantik der Mutterliebe siehe Kap. 7.

gibt schon auch so Tage, wo [Name des Kindes] sich einfach von der Diana besser beruhigen lässt als von mir zum Beispiel.« (ML+DL 9, 406-428)

Im weiteren Verlauf des Interviews kommen sie mehrfach darauf zurück, dass der Anteil der übernommenen Sorgearbeiten ausschlaggebend für die Intensität des Beziehungsaufbaus ist. Hätten sie die Rollen getauscht, vermuten sie, würde das Kind sich insbesondere Miriam Lange zuwenden. Inzwischen haben sie die anfallenden Sorgearbeiten egalitär verteilt, das Kind adressiert beide und Miriam Lange kommt zu dem Schluss: »Aber jetzt haben wir, glaube ich, ziemlich ausgeglichene Rollen« (ML 10, 442), was Diana Lange bejaht (vgl. auch 7.2).

Die gleichberechtigte Verteilung von Sorgearbeit wird somit zum entscheidenden Moment für eine Dekonstruktion der Differenz von leiblicher und nicht-leiblicher Elternchaft: Sie ist den Akteurinnen* zufolge wesentlich, um eine egalitäre Elternchaft herzustellen, die für beide bedeutet, involviert zu sein und durch das Kind adressiert zu werden.

5.3.4 (De-)Konstruktion von Differenz als kollektive Herstellungsleistung

Bei der nicht-leiblichen Mutter bzw. dem nicht-leiblichen Elternteil handelt es sich in lesbisch-queeren Konstellationen um eine Position im familialen Gefüge, die in lebensweltlichen Kontexten wiederholt infrage gestellt wird. Eine Anerkennung als Mutter bzw. Elternteil bleibt oftmals verwehrt, wie fast alle interviewten Paare berichten. Deutlich benennt diesen Umstand auch eine der psychosozialen Beraterinnen, die im Rahmen der Expert*inneninterviews befragt wurden:

»Es ist schon so, dass viele Paare damit konfrontiert sind, [...] dass sie angesprochen werden, wer ist denn jetzt die ›richtige Mutter‹? Und das ist natürlich eine richtig doofe Frage (lacht). Obwohl sie irgendwie auch verständlich ist, weil wir ja damit aufgewachsen sind. Aber damit müssen die Paare eben irgendwie umgehen können und [...] ich kenne das schon auch, dass sie genervt sind irgendwann und-. Ja, weil auf ihrem Rücken wird dann praktisch ausgetragen, was die Gesellschaft noch nicht-, wo die noch nicht ist.« (Expert*inneninterview PB YZ 11, 534-541)

In dieser Passage spricht die psychosoziale Beraterin eine Frage an, die vielen der von ihr beratenen Paare und auch fast allen Interviewten dieses Samples schon einmal gestellt worden war: Wer denn die ›richtige Mutter‹ sei. Mit ›richtig‹ ist hierbei die Mutter gemeint, die das Kind ausgetragen hat und leiblich mit ihm verwandt ist. Die Beraterin bewertet diese Frage negativ, artikuliert aber zugleich ein gewisses Verständnis, indem sie die Frage in einen diskursiven Zusammenhang stellt: Sie verweist mit dem Satz »weil wir ja damit aufgewachsen sind« auf die hegemonialen, heteronormativen, Verwandtschaft biologisch fassenden Diskurse, die

die Sozialisation von Menschen in westlichen Gesellschaften entscheidend geprägt haben (und prägen). Die Haltung der Gesellschaft beschreibt sie in dieser Passage gewissermaßen als »rückständig« (»wo die noch nicht ist«) – und hebt dies als einen belastenden Umstand hervor, den die Paare aushalten müssen.⁴¹

Auch jenseits dieser expliziten Frage machten die meisten Interviewten die Erfahrung, dass in Alltagssituationen das nähere soziale Umfeld oder außenstehende Personen immer wieder den Versuch unternahmen, den zwei (oder mehr) Personen mit Kind Sinn zu verleihen und die Beziehungskonstellation zu ordnen. Meist nahmen Außenstehende dabei tradierte Verwandtschaftskonzepte zu Hilfe und versuchten die Konstellation in diese einzupassen. Bereits die Glückwünsche zur Geburt stellten oftmals eine Herausforderung dar, wie Nicola Becker über ihren Bekanntenkreis erzählt:

»Und das habe ich schon auch gemerkt, dass am Anfang mehrere einfach so ein bisschen-, also sie hatten kein Problem mit dem Sachverhalt, aber waren ein bisschen unsicher, wie sie mit uns umgehen sollen, weil sie den Fall noch nie hatten. Und das hat, nachdem dann [...] der Christine zur Vaterschaft gratuliert wurde zum wiederholten Male, haben wir dann so eine Rundmail geschrieben, was man ja oft macht nach Geburt mit blablabla Kind ist geboren und so weiter. Und da haben wir dann noch geschrieben, dass in diesem Zusammenhang wir noch eins klarstellen möchten, dass wir uns als gleichberechtigte Mütter sehen und deshalb auch beide als Mütter bezeichnet werden wollen.« (NB 8, 384-392)

Bei einigen Bekannten herrschte große Unsicherheit über die Benennung der elterlichen Position der nicht-leiblichen Mutter. Behelfsweise passten sie das lesbische Paar in ein hetero- und cisnormatives Bild von Elternschaft ein und adressierten die austragende Person, Nicola, als »Mutter« und Christine als »Vater«. Die Bekanntmachung der Geburt nutzten Nicola und Christine Becker zur Verkündung ihrer doppelten Mutterschaft, die sie als eine gleichberechtigte anerkannt wissen möchten. Anerkennung drückt sich für sie in einer ihrer Form der Elternschaft entsprechenden Adressierungspraxis aus.⁴²

Doch auch nach der Rundmail zeigte sich eine Differenzierung ihrer Mutterschaften durch das Umfeld und eine Nicht-Adressierung und Nicht-Anerkennung

41 Aus einer postkolonialen Perspektive sind derartige Fortschrittsmetaphern kritisch zu hinterfragen, da sie koloniale Diskurse und die in sie eingeschriebenen dichotomen Bilder von entwickelten, fortschrittlichen, liberalen Gesellschaften und rückständigen, unterentwickelten, restriktiv-autoritären Gesellschaften reproduzieren. Zugleich bedeutet die Wendung auf eine sich als freiheitlich verstehende, westliche Gesellschaft wie die Deutschlands eine Irritation des westlichen Fortschrittsbilds und stellt somit auch eine Kritik dar, die unter dem Mantel der Fortschrittsrhetorik verdeckte heteronormative Verhältnisse offenlegt.

42 Dieser Bezeichnungswunsch als »Mutter« hat sich bei Nicola Becker letztlich noch einmal verändert hin zu einer geschlechtsneutralen Bezeichnung als »Elter(nteil)« (siehe 7.3).

sozialer Verwandtschaft: Bei einer Feier fragte ein Bekannter einen Freund, der das Kind der Beckers gerade im Arm hielt, ob er es auch halten dürfe. Daraufhin wies der Freund den Bekannten an, diese Frage Nicola Becker zu stellen, obwohl Christine Becker direkt neben ihm stand. Nicola Becker empört sich im Interview über dieses Verhalten:

»Also insofern geht es nicht drum, dann ›die Nicola‹ zu fragen, sondern die Mütter zu fragen. Und da fühlt sie [Christine, A.d.V.] sich dann irgendwie auch so ein bisschen verarscht, weil man denkt, Moment mal, wir sind beides gleichwertige Mütter, wieso musst du nur die stillende Mutter fragen?« (NB 8, 350-353)

Für Nicola Becker bedeutet die (Nicht-)Adressierung eine ungleiche Anerkennung leiblicher und nicht-leiblicher Mutterschaft durch Außenstehende. Die gebärende bzw. stillende Person wird als Mutter adressiert, die andere gar nicht als solche wahrgenommen und angesprochen.

Auch an öffentlichen Orten stellen Elternkonstellationen jenseits des binärgeschlechtlichen Modells von Mutter und Vater oftmals eine ›logische Unmöglichkeit‹ dar. Eine zweite, als weiblich gelesene und dem Kind nahestehende Person veranlasst dazu, der zweiten Person eine Position innerhalb eines heteronormativen Verwandtschaftssystems zuzuordnen. Hanna und Lisa Weber berichten beispielsweise von Spielplatzsituationen, bei denen die jeweils als zweite Auftauchende entweder als »gute Freundin von der Mutter«, »Schwester« oder »Cousine« (HW 10, 491f.) adressiert wurde. Ist die Zwei-Mutterschaft kommuniziert, folgt häufig die Situation des Versuchs der Zuordnung der biologischen Verwandtschaft. Dies zeigte sich etwa, als Lisa und Hanna Weber in eine neue Wohnung umgezogen sind. Die Nachbarschaft der Webers versuchte nach ihrem Einzug einer Person die Position der (leiblichen) Mutter zuzuweisen und nahm die Aufgabenteilung der beiden als Anhaltspunkt, wie Hanna Weber erzählt:

»Die hier im Haus haben dich [Lisa Weber, A.d.V.] als ›echte Mutter‹ wahrgenommen, weil, als wir hier eingezogen sind, habe ich gerade wieder angefangen zu arbeiten, und Lisa war zu Hause. Und natürlich ist die, die zu Hause [ist], die ›richtige Mutter‹, ist ja logisch (lacht). [...] So ein bisschen halt die Leute bauen sich die Welt einfach so, dass es für sie passt.« (HW 10, 499-504)

Über tradierte Bilder von Mutterschaft und geschlechtlicher Arbeitsteilung versuchten Außenstehende die Elternkonstellation verstehbar zu machen und leibliche Mutterschaft zu ermitteln – da Lisa Weber Elternzeit nahm und nicht Hanna Weber, die leibliche Mutter des ersten Kindes, die Nachbar*innen jedoch tradierte Bilder von Elternschaft (die leibliche Mutter kümmert sich um das Kind) heranzogen, nahmen sie eine umgekehrte Zuordnung vor.

Dass die Übernahme von Sorgetätigkeiten als Anhaltspunkt für die biologisch-leibliche Verwandtschaftsverbindung dient, zeigte sich auch im Fall von Charlotte

und Tabea Bauer. Beim Erstgespräch bezüglich der Stiefkindadoption im Jugendamt wurde anfangs durchweg die leibliche Mutter, Tabea Bauer, als Annehmende und die nicht-leibliche Mutter, Charlotte Bauer, die das Kind auf dem Arm hielt, als bereits rechtlich eingesetzt adressiert. Sie mussten diese Annahme »zweimal korrigieren« (CB 21, 993).

Diese Einblicke gehen über die Paarebene hinaus und skizzieren das spannungsreiche Verhältnis von Anerkennung und Verwerfung nicht-leiblicher Mutterschaft. Es wird deutlich, dass (De-)Konstruktionen oder Egalisierungen einer Differenz von leiblicher und nicht-leiblicher Verwandtschaft, Aufwertungen sozialer Verwandtschaft und Selbstermächtigungen, die mit den unter 5.3.2 und 5.3.3 dargestellten Dekonstruktions- und Egalisierungsstrategien verbunden sind, auch auf eine Anerkennung durch andere angewiesen sind. Im Kontakt mit lebensweltlichen Kontexten wie dem sozialen Umfeld oder Institutionen wie Behörden rufen die Deutungen und Praktiken der Interviewten Irritationen hervor, bringen Infragestellungen mit sich und finden somit eine Begrenzung. Die Interviewten machen Erfahrungen der Nicht-Anerkennung oder des Beharrens auf einer Differenz zwischen den verschiedenen Formen des Sich-verwandt-Machens. Nicht-Anerkennung ist ein Aspekt, der auch im folgenden Kapitel zu Familie relevant werden wird. Kinnovator*in⁴³ zu sein, heißt, mit Widerständen konfrontiert zu sein. Es bedeutet, Annahmen und Vorstellungen zu entselbstverständlichen und alltagsweltliche Routinepraktiken der verwandtschaftlichen Zuordnung zu irritieren.

5.4 Zwischenfazit

Die vorangehenden Unterkapitel sind dem Reproduktiv-Werden (5.1), dem Kinder-Machen (5.2) und dem Verwandtschaft-Tun (5.3) lesbisch-queerer Paare über Spendersamen nachgegangen. Ein besonderer Fokus lag darauf, wie Biologie und Soziales von den Akteurinnen* bedeutsam gemacht, wie sie im Zusammenspiel mit menschlichen und nicht-menschlichen Partizipand*innen arrangiert werden und welche (Re-)Traditionalisierungen, aber auch Umarbeitungen von Verwandtschaft und Reproduktion sich herausarbeiten lassen.

Die Zusammenschau zeigt, dass tradierte Konzepte von Verwandtschaft, die biologische Abstammung und leibliche Verbundenheit über Schwangerschaft, Geburt und Stillen gegenüber sozialen Bindungen priorisieren, weiterhin eine Bedeutung haben. Dies spiegelt sich insbesondere in den Strategien der Naturalisierung

43 Dieser Begriff ist entlehnt von Lizzie Skurnick (2015) und bezeichnet Menschen, die Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen in unkonventioneller Weise gestalten (siehe auch Hara-way 2018: 282).

und Heterosexualisierung durch die Paare wider, die eine Stratifizierung von Mutterschaften entlang von leiblicher Verwandtschaft legitimieren. Diese Strategien und Umgangsweisen finden sich im erhobenen Material jedoch nur vereinzelt. Die meisten Interviewten nehmen eine Dekonstruktion essentialistischer, biologistischer Verwandtschaftsbegriffe vor. Sie markieren die Relevanz von sozialer Praxis für die Konstituierung verwandtschaftlicher Bande und streben hiermit eine Egalisierung ihrer Mutterschaften bzw. Elternschaften an. Dies erfolgt vorrangig über die Übernahme von *Care*-Arbeit durch beide, die Teilung der Elternzeit und eine zeitlich ausgeglichene Involvierung in Lohnarbeit. Ähnliche Strategien zur »Gleichstellung« von leiblicher und nicht-leiblicher Mutterschaft (insbesondere Fürsorgepraktiken und Arbeitsteilung) stellen auch Renate Reimann (1997), Susan Dalton und Denise Bielby (2000), Lisa Green (2006), Marina Rupp und Andrea Dürnberger (2009) sowie Pia Bergold und Marina Rupp (2011) heraus. Hinzu kommt die Benennungspraxis beider als Mütter (u.a. Herrmann-Green/Herrmann-Green 2008: 330; Donovan/Wilson 2008: 660). Auch in diesen Studien sind es nur vereinzelt Paare, die biologische Abstammung und Geburt als konstitutiv für eine Differenz der Mutterschaften mobilisieren. Selbst wenn dies zu Beginn noch so war, veränderte sich die Differenzannahme im Zuge elterlicher Praxis und wurde dekonstruiert (vgl. exemplarisch Bergold/Rupp 2011: 134). Eine weitere Strategie der Egalisierung, die sich auch in meinem Material findet, ist das (antizipierte) Abwechseln der Position des austragenden Elternteils (vgl. Bergold/Rupp 2011: 134; Hayden 1995: 55; Dunne 2000: 21; Herrmann-Green/Herrmann-Green 2008: 329; Chabot/Ames 2004: 349; Nordqvist 2010: 1136). Ergänzend lässt sich anhand meines empirischen Materials die Strategie einer Dekonstruktion und Egalisierung durch Ko-Schwangerschaft ausmachen, die sich über medizintechnische Apparate und Visualisierungstechniken, Körperkontakte, kommunikative Akte und gemeinsame Partizipation an Angeboten wie Geburtsvorbereitungskursen vollzieht. Schwangerschaft wird exemplarisch als ein sozialer Prozess rekonstruierbar, der nicht exklusiv auf die austragende Person beschränkt ist. Damit geht eine situative Dezentrierung und Disartikulation leiblicher Verwandtschaft einher.

Andere Forschende stellen eher eine zunehmende »Traditionalisierung in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften im Übergang zur Elternschaft« (Kruppa 2009: 144) fest, die sich an der biologischen und nicht-biologischen Verwandtschaft mit dem Kind bzw. den hegemonialen Diskursen orientiert, Verantwortlichkeiten an die leiblich verwandte Person delegieren (ebd.) und biologische Verwandtschaft eine andere Qualität zuschreiben oder sie schlicht als unvermeidbar verschieden markieren (vgl. Touroni/Coyle 2002). Dieses Verständnis spiegelt sich auch in den Benennungspraktiken der Interviewten wider: So empfinden einige den Begriff »Mutter« für nicht-leiblich verwandte Elternteile als inadäquat (vgl. Touroni/Coyle 2002; Donovan/Wilson 2008: 660; Ryan-Flood 2009: 132). Neben der Aufladung der genetischen Verwandtschaft werden auch Schwangerschaft, Geburt und Stil-

len als eine besondere Beziehung stiftend konstruiert, jedoch nicht, um nicht-leibliche Mutterschaft abzuwerten, sondern um eine Differenz zu beschreiben (vgl. Ryan-Flood 2009: 126f.). Auch Rupp (2009) kommt zu dem Schluss, dass *Care*- und Reproduktionsarbeit eher von den leiblichen Elternteilen übernommen werden, während nicht-leibliche Elternteile häufiger die Erwerbstätigen sind oder zu einem höheren Anteil der Lohnarbeit nachgehen (vgl. ebd.: 295). Jutta Hartmann fasst zusammen, dass »in einigen queeren Familien die biologische Abstammung die Funktion [...] einer Differenzierung« (Hartmann 2014: 228) übernehme, während bei heterosexuellen Paaren die Kategorie Geschlecht relevant gemacht werde (vgl. ebd.). Meine Studie zeigt, dass leibliche Verwandtschaft nicht ausschließlich als Differenz- und Zuordnungskategorie fungiert, sondern ganz unterschiedlich gedeutet werden kann. Und: Geschlecht (bzw. ein naturalisierter Geschlechtskörper) wird durchaus auch in lesbisch-queeren Konstellationen reproduziert im Zuge von Heteronormalisierungsstrategien, bei denen eine Analogie zu heterosexueller Elternschaft hergestellt wird (siehe Kap. 7). Insgesamt sind die Verhandlungen der Interviewten vielschichtig und zeichnen sich durch diverse, teilweise konfligierende Begründungsmuster und Aushandlungsstrategien aus, wobei Dekonstruktionen einer essentialistischen Differenz von leiblicher und nicht-leiblicher Verwandtschaft, Egalisierungen und eine damit einhergehende Betonung von Verwandtschaft als *getan* überwiegen.

Allen Dekonstruktions- und Egalisierungsbestrebungen der Interviewten zum Trotz zeigt sich im untersuchten Material, dass die Umarbeitungen und Aneignungen umkämpft sind. In den Aushandlungsprozessen von leiblicher und nicht-leiblicher Verwandtschaft spielen auch diskursive und lebensweltliche Marginalisierungen sozialer Relationalitäten eine Rolle: Formen der Anerkennung bzw. Verwerfung verwandtschaftlicher Beziehungen in lebensweltlichen Kontexten und in hegemonialen Diskursen sind von Gewicht dafür, »wer man sein kann« (Schirmer 2015: 180). Dies zeigt Kapitel 5.3.4 und darauf verweisen auch einige weitere Studien (insbesondere Dalton/Bielby 2000; Chabot/Ames 2004; Burghardt/Mahmud/Molitor 2006; Green 2006; Kruppa 2009). Infragestellungen der Verwandtschaftsbeziehungen und Ordnungsversuche orientieren sich wiederholt an genetisierenden, heteronormativen Skripten von Reproduktion und Verwandtschaft.

Zum Teil veränderte die rechtliche Stellung als zweiter Elternteil, die für die sozialen Mütter erst nach erfolgreicher Durchführung eines Stiefkindadoptionsverfahrens möglich war, für Akteurinnen* das Gefühl zu ihrer verwandtschaftlichen Position als Elternteil und sie empfanden hierdurch eine größere soziale Akzeptanz. Insgesamt bedarf soziale Mutterschaft (bzw. Elternschaft) einer besonderen Herstellungsleistung (vgl. hierzu auch Schallat 2018: 132).

Die vorliegende Studie trägt auch ganz neue Aspekte bei: So wird in den bisherigen Forschungen in der Regel lediglich die soziale Mutterschaft als besondere Konstruktionsleistung und Gestaltungsaufgabe markiert (etwa Bergold/Rupp 2011:

134; Touroni/Coyle 2002: 203). Damit bleibt die auf naturalisierenden Annahmen von Mutterschaft basierende Selbstverständlichkeit der leiblichen Verbindung als beziehungsstiftend unangetastet. Am Beispiel von Merle Daniels zeigt sich jedoch exemplarisch, dass auch leibliche Verwandtschaft keine Kontinuität und Linearität zu Muttersein impliziert, sondern genauso hergestellt werden muss.

Ähnlich verhält es sich in Bezug auf das Reproduktiv-Werden (vgl. Kap. 5.1). Teils haben Studien Aspekte dieses Prozesses benannt und etwa auf die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung der Interviewten mit hegemonialen, heteronormativen Diskursen von Eltern- und Mutterschaft im Vorfeld des Elternwerdens sowie umgekehrt auch auf die Angst vor einer Unvereinbarkeit von lesbischem Begehren und Mutterschaft verwiesen (vgl. Chabot/Ames 2004: 351; Mamo 2007a: 58ff.). In der Studie von Chabot und Ames werden Fragen der (Il-)Legitimität nicht-heterosexueller Elternschaft thematisiert, etwa die Vorstellung, als lesbische Frauen keine »fit mothers« (ebd.) sein zu können. Auch Burghardt, Mahmud und Molitor (2006) erwähnen das Bild der Lesbe als »nonprocreative being« (ebd.: 145), welches erst in den 1990ern im US-amerikanischen Kontext und in Deutschland ab Anfang der 2000er Jahre zu erodieren begann. Pia Bergold, Andrea Buschner und Christian Haag (2015) verweisen zudem auf die Verhandlung von Alternativen zum leiblichen Kind und die Entscheidung für oder gegen die Übernahme der leiblichen Mutterschaft im Vorfeld der Schwangerschaft (vgl. ebd.: 168ff.). Die hier vorgestellten Ergebnisse differenzieren die sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit dem Elternwerden lesbisch-queerer Frauen*paare über Samenspende weiter aus und liefern eine empirisch breit unterfütterte Rekonstruktion verschiedener Aushandlungsmomente im Prozess des Reproduktiv-Werdens, die den »Stationen der Schwangerschaft« (Hirschauer et al. 2014: 13), die bei Hirschauer et al. mit der Projektierung beginnen, noch eine Phase voranstellt bzw. die Projektierung aus einer heteronormativitätskritischen Perspektive ausdifferenziert: Im Feld nicht-heterosexueller Reproduktion spielen – wie mein Material eindrücklich zeigt – das biografische Ereignis des Coming-outs als lesbisch bzw. queer sowie Fragen der (Il-)Legitimität nicht-heterosexueller Elternschaft eine besondere Rolle: Es ist eine Art »doppeltes« Coming-out vonnöten: als lesbisch-queeres *und* legitimes, Kinderwunsch habendes Subjekt. Hinzu kommen die Verhandlung von spezifischen Planungerfordernissen sowie Alternativen zum leiblichen Kind und schließlich die Entscheidung über die Frage, welche der Partnerinnen* das Kind austrägt. Insgesamt handelt es sich um fünf wichtige Aushandlungsmomente im Prozess des Reproduktiv-Werdens von lesbischen und queeren Frauen*paaren. Mit ihnen verbunden ist darüber hinaus der Aspekt der Samenspenderwahl, auf den ich im nächsten Kapitel eingehen werde und den auch andere Studien hervorheben (u.a. Chabot/Ames 2004; Bergold/Buschner/Haag 2015).

Auffallend ist, dass der prokreative Akt selbst – die Zeugung – in den Stationen der Schwangerschaft nach Hirschauer et al. (2014) nicht auftaucht. Dies resultiert

vermutlich daraus, dass sowohl die Geburt als auch die Projektierung als »Randstationen« (ebd.: 19) der Schwangerschaft gefasst werden. Auch ein Blick in die Literatur, die den empirischen Gegenstand lesbischer Elternschaft über Samenspende analysiert, zeigt, dass die Praktiken des Kinder-Machens, insbesondere der Selbstinsemination, tendenziell unterbeleuchtet sind. Lediglich vereinzelt weisen internationale Studien auf die Bedeutung des Inseminationsakts im Prozess des Elternwerdens hin, wenn die nicht-leibliche Mutter eine aktiv partizipierende Rolle einnimmt (vgl. Hayden 1995: 52). Die vorliegende Studie zeigt, dass es aufschlussreich ist, diese Praktiken genauer in den Blick zu nehmen, da im Rahmen ihres Vollzugs Sexualität und Reproduktion auf eine Heteronormativitäten infrage stellende Weise neu zueinander in Beziehung gesetzt werden. Die Verknüpfung von Reproduktion mit einem binären (biologischen) geschlechtlichen Sein und Heterosexualität wird aufgelöst. Meist heben sozialwissenschaftliche Analysen zur Herstellung von Verwandtschaft über Reproduktionstechnologien hervor, dass Sexualität und Fortpflanzung voneinander entkoppelt werden. Im Kontext der selbst durchgeführten Inseminationspraktiken werden Reproduktion und Sexualität oftmals wieder zusammengeführt und sind Teil überraschender Choreografien des Kinder-Machens.

Insgesamt zeichnen sich die reproduktiven Praktiken der Interviewten durch Gleichzeitigkeiten und eigensinnige Umarbeitungen hinsichtlich der Konstruktion und wechselseitigen Bezogenheit von Körpern und Substanzen, von Verwandtschaft und Genealogie, Biologie und Sozialem, Natur und Kultur sowie Geschlecht aus. Hatte Ludmilla Jordanova in der historischen Ableitung den Wandel von *generatio* hin zu *Reproduktion* noch als Abkehr von der Idee menschlicher Handlungsmacht und vom zeugend-empfangenden Paar gefasst (vgl. Arni 2008: 304), so vollzieht sich im Kontext der betrachteten lesbisch-queeren Praktiken des Kinder-Machens die Reartikulierung einer Idee von Reproduktion bzw. Prokreation, die auf die agierenden Subjekte fokussiert. Darüber hinaus sind Materialitäten von konstitutiver Bedeutung: Die Analyse zeigt, dass Artefakte als den Reproduktionsprozess mitgestaltend und Verwandtschaft mithervorbringend zu fassen sind. Als besonders bedeutsame soziotechnische Artefakte, die Verwandtschaft mitkonstituieren, zeigen sich im vorliegenden Material mit Sperma gefüllte Spritzen, die familiäre Verknüpfungen herstellen und andere (potentielle) Verbindungen kappen. In den *ontological choreographies* der Interviewten kommen tradierte Verknüpfungen in Bewegung und die grundsätzliche Offenheit und Unbestimmtheit von Körpern und Substanzen im Zuge des Kinder-Machens wird offenkundig. Biologistische Verwandtschaftskonzeptionen werden explizit bis implizit flexibilisiert. Eine vermeintliche Unmöglichkeit lesbisch-queerer Reproduktion stellen die Interviewten mit ihren Praktiken infrage. Teil der Praktiken war stets die Nutzung einer Samenspende. Das folgende Kapitel geht unter anderem der Frage nach, inwiefern die Paare im Zuge der Auswahl der Samenspende bzw. des Spenders bereits absteckten, wer/was für sie Familie ist.

